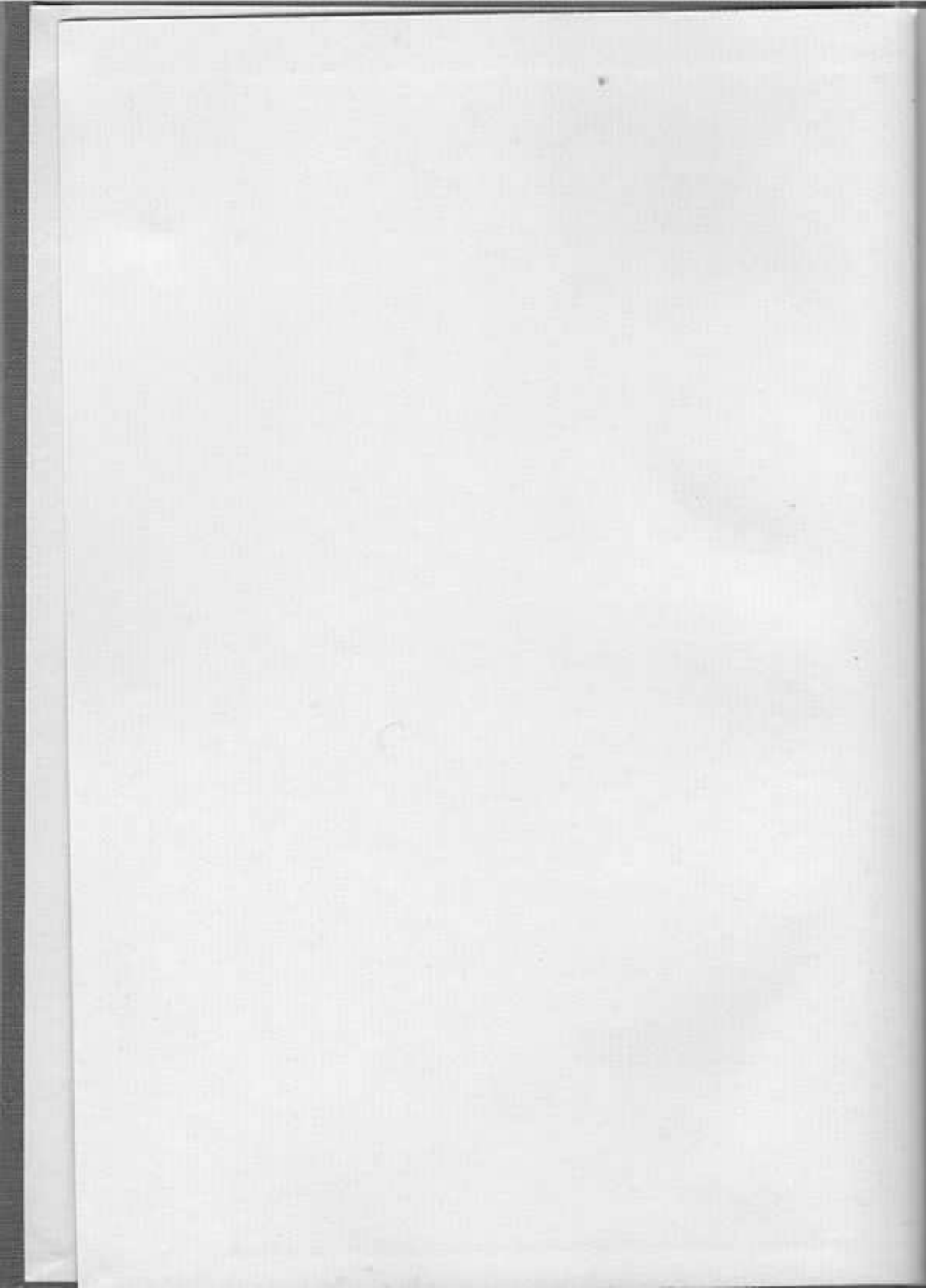


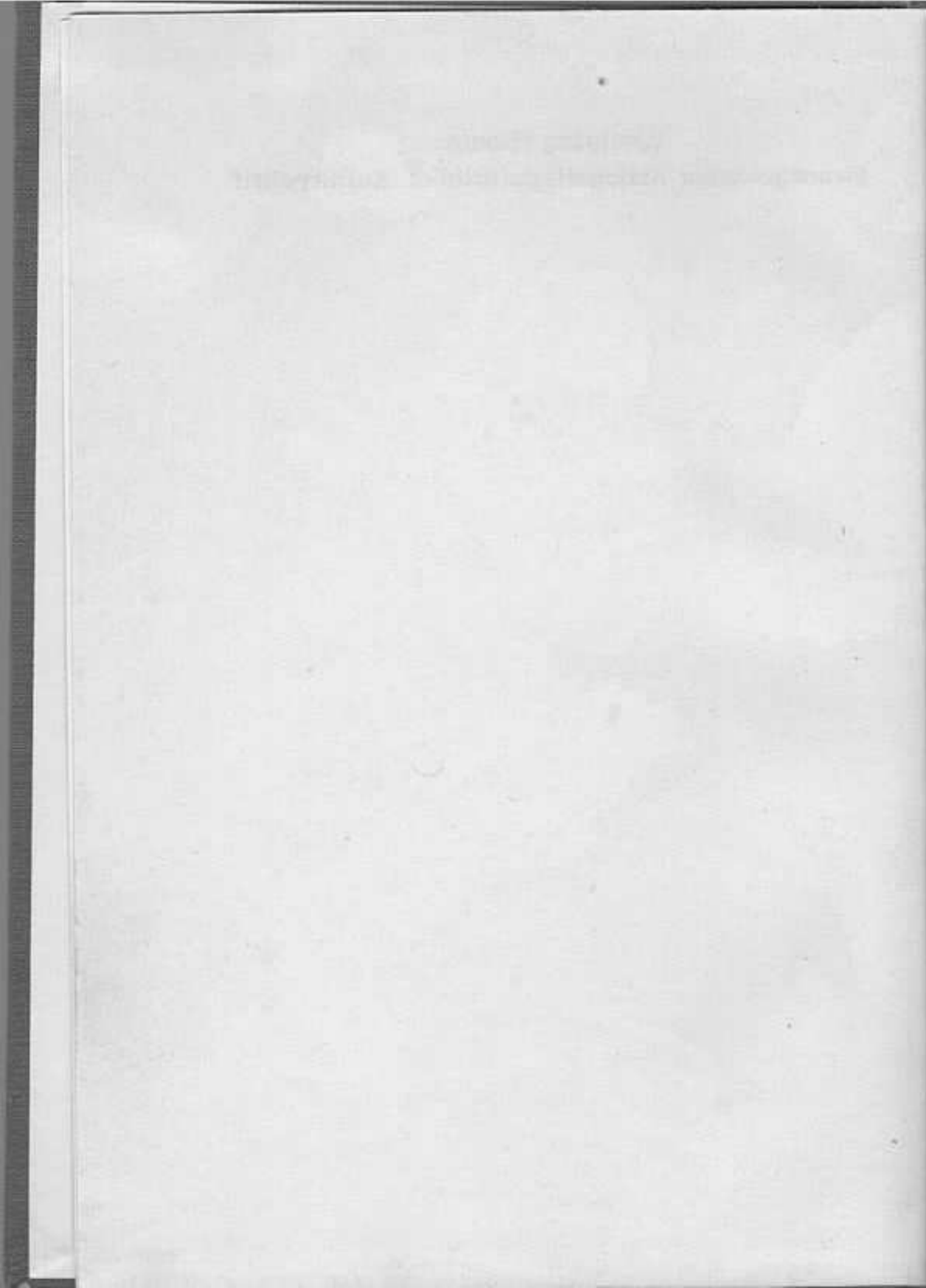


WOLFGANG SCHULTZ

Grundgedanken
nationalsozialistischer
Kulturpolitik



Wolfgang Schultz:
Grundgedanken nationalsozialistischer Kulturpolitik







Wolfgang Schultz.

Grundgedanken nationalsozialistischer Kulturpolitik

Von

Wolfgang Schultz

o. ö. Professor der Philosophie
an der Universität München



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

Einband- und Umschlagentwurf von Friedrich Kremer, München

Alle Rechte vorbehalten!

Copyright 1939 by Verlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,
München

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Aus dem reichen Nachlasse unseres leider viel zu früh
dahingegangenen Parteigenossen und Hauptstellenleiters

Universitätsprofessor

Dr. Wolfgang Schulz

geben wir als erstes dieses der nationalsozialistischen Kultur-
politik gewidmete Werk des Verstorbenen heraus.

Berlin, im März 1939.

Dr. Matthes Ziegler

Reichsamtsleiter in der Dienststelle des Beauftragten
des Führers für die gesamte geistige und welt-
anschauliche Erziehung der NSDAP.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 WEST 42ND STREET
NEW YORK 36, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

155 WEST 42ND STREET
NEW YORK 36, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

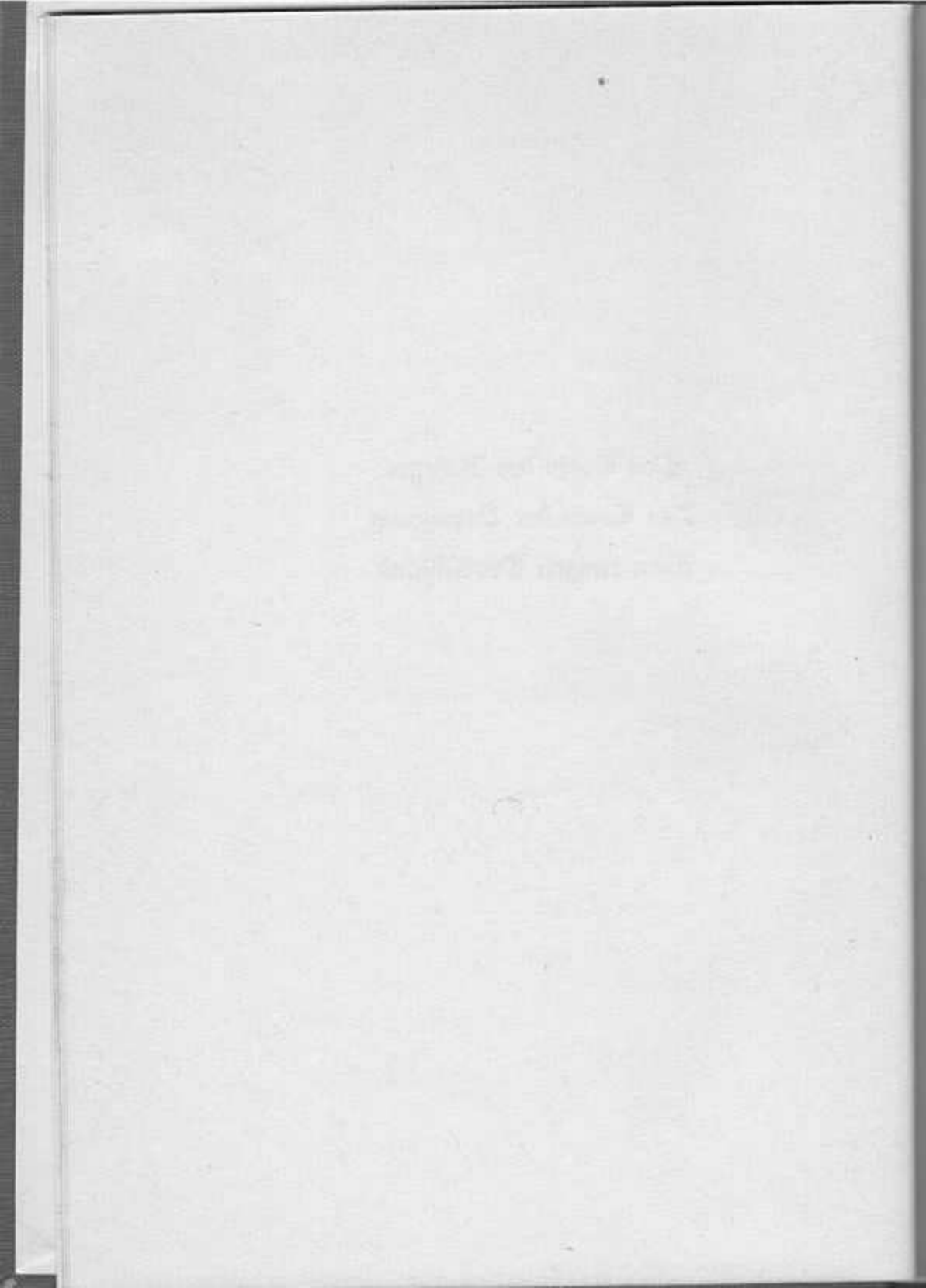
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

155 WEST 42ND STREET
NEW YORK 36, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

Den Toten des Krieges
Den Toten der Bewegung
Dem ewigen Deutschland



Inhalt

	Seite
V o r w o r t	11
E i n l e i t u n g	19
Nationalsozialistische Kulturpolitik	19
Rasse und Volk	20
Die alte Forderung	22
Die neuen Erkenntnisse	23
Vierfache kulturpolitische Bewährungsprobe	24
Geschichte und Politik	28
Volksgesundheit	30
Kultur als Ziel	32
Einteilung	35
V e r e r b u n g u n d K u l t u r	37
Rasse, Volkstum und Kultur	37
Rassengut	39
Rassengüter erster und höherer Ordnung	44
Abweichen der Überlieferung von der Vererbung	48
Beständigkeit und Vergänglichkeit der Rassengüter	52
Die Gefahren aus den Rassengütern höherer Ordnung	57
1. Überfremdung	57
2. Häufung	60
3. Fehlsteuerung	63
Der bolschewistische Wahn und unser kulturpolitischer Wille	66
Die Überwindung der Gefahren	68
1. Ausbau des Eigenen	69
2. Herausstellen des Wesentlichen	73
3. Umweltgestaltung zur Sicherung der kulturtragenden Rasse	77
Die Rassengüter höchster Ordnung	79
Freiheit und Kulturtechnik	84
W e l t g e s c h i c h t l i c h e u n d g e i s t e s g e s c h i c h t l i c h e S c h a u	87
Schau und Gesinnungshaltung	87
Heimat und Minne	90

	Seite
Die nordische Rasse im Kampfe um den Sinn der Welt	96
Die Indogermanen	99
Der Norden und der alte Orient	107
Die Inder und Iranier	113
Der Name Arier	116
Die Gebote des arischen Rechts	119
Die Inder	122
Iran	127
Gellas	132
Rom	134
Die Germanen	137
Was ist deutsch?	142
Folgerungen	146
1. Die Bewährung	146
2. Die Mischung	149
3. Das Versagen	153
Unkraft und Kraft	155
Der Weg zu uns selbst	160
Humanismus und deutsche Bildung	162
Deutsche Bildung	166
Erziehung und Bildung	166
Der Bildungswert der Fächer	170
1. Biologie, Vererbungslehre, Rassenhygiene	172
2. Menschenkunde, Rassenkunde, Völkerkunde	175
3. Vorgeschichte, Weltgeschichte, Kulturfunde	176
4. Volkskunde, Sprache	178
5. Gesellschaft, Wirtschaft, Staat	181
6. Mathematik, Physik	183
7. Philosophie	185
8. Die Technik	189
9. Die Kunst	192
Gesamtziel	194
Wissen, Glauben, Wollen	198
Das Wissen	198
Die Wissenschaft	200
Der Glaube	205
Das Wollen	209
Schrifttum	211

Vorwort

Dieses Buch wendet sich an die Dienstpflicht und Dienstbereitschaft des Arbeiters und politischen Soldaten auch im Geistigen und ruft ihn dazu auf, die hier dargebotenen Tatsachen und Gedanken aufzunehmen, zu überdenken und sich einzuprägen, um nach beiden Richtungen weiterzuarbeiten: an seinem eignen Bilde unserer Kultur, wie sie sein muß, damit wir bestehen können, und an seiner Kraft, diesem Bilde, wo er nur irgend kann, kämpferische Folge und Auswirkung zu geben.

Eine Einführung solcher Art hat bisher gefehlt. Sie will die grundlegenden Kenntnisse bereitstellen für die Anwendung im täglichen Kampfe, sie will Lehrbuch sein und zugleich Lernbuch, jedoch im neuen Sinne, nicht statisch, sondern dynamisch, nicht in sich ruhend, sondern aus inneren Kräften bewegt, nicht bloß Darstellung eines Gegenstandes, der wegen seiner Unererschöpflichkeit und weil wir ihn uns in vielen Teilen erst erobern müssen, noch gar nicht abschließend dargestellt werden kann, sondern schon Plan und Anleitung für diesen Feldzug zur Eroberung einer Ganzheit, bei der es um nichts Geringeres geht als um unsere deutsche Zukunft.

Die möglichst einprägsame, knappe, an den entscheidenden Stellen gehobene Sprache und Darstellungsweise will diesem inneren Anspruche ebenso entgegenkommen wie die äußere Ausstattung, für die wir dem Verlage zu danken haben: gutes Papier, großer, deutlicher Druck und genug Rand, auf dem man sich etwas anmerken kann.

Voraussetzungen hinsichtlich der Vorbildung des Lesers macht dieses Buch grundsätzlich nicht, jedoch mit der einen geringen Ausnahme:

Rassenkunde und Vererbungslehre und ihre Anwendung auf das deutsche Volk, also die Grundzüge nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik, durften aus dem reichen Schrifttume über diesen Gegenstand und aus der bisherigen Schulungsarbeit wenigstens in den Grundzügen als bekannt vorausgesetzt werden.

Aber die Anwendung allgemeiner lebenskundlicher und lebensgesetzlicher (biologischer) Erkenntnisse auf das Kulturgestalten der Rassen und Völker ist in wichtigen Einzelheiten und selbst in Hauptfragen noch nicht hinreichend durchdacht und faßlich dargestellt worden. Viele Unklarheiten, Mißverständnisse und Unsicherheiten waren die Folge.

Um dem zu begegnen, habe ich im ersten Teil über „*V e r e r b u n g u n d K u l t u r*“ zwischen den Erbanlagen, den aus diesen Anlagen erwachsenden Eigenschaften als Rassengütern erster Ordnung und den Kultur- und Überlieferungswerten als Rassengütern höherer Ordnung* unterschieden und das Wurzeln alles Wertens im Urverhalten des Lebendigen aufgewiesen. Dadurch konnte ich das Kulturgeschehen als abwandelnde und gehobene Wiederholung der Vererbungsvorgänge anschaulich machen, die Gefahren, die darin liegen und bisher zum Untergange der Hochkulturen geführt haben, herausstellen und die naturgegebenen Wege zeigen, diese Gefahren zu bannen.

Zu diesem ersten Teile ergeben sich am Schlusse des zweiten Teiles aus der „Weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau“ des Kampfes der nordischen Rassenseele um den Sinn der Welt, die weltanschaulich entscheidenden Nutzanwendungen.

Die nordischen Völker haben ihre fünf Hochkulturen (S. 122—142) außerhalb ihres Stammgebietes und bei bereits einsetzender Rassenmischung geschaffen. Der Einwand,

* Die Teilung in Rassengüter erster und höherer Ordnung ist nicht im Sinne einer Wertung, sondern einer Aufzählung aufzufassen, vgl. die Ausführungen auf S. 47 f. (Der Herausgeber.)

daß also Hochkultur auf Rassenmischung beruhe, kommt erst zu Fall, wenn man die lebenskundliche und lebensgesetzliche (biologische) Seite des weltgeschichtlichen Vorgangs (S. 149 ff.) verstanden hat. Sie ist hier zum ersten Male von Grund aus entwickelt.

Die nordischen Völker haben alle der Reihe nach bis auf ihre letzte große Reserve, bis auf uns Deutsche, trotz aller ihrer Ruhmestaten doch zuletzt weltgeschichtlich versagt (S. 153 ff.) Die Zuversicht, daß wir nicht ebenfalls versagen, sondern durchs Ziel gehen werden, wenn wir nur wollen und stark bleiben in unserem unerschütterlichen Glauben, erhält ebenfalls erst durch lebensgesetzliche Einsichten ihren vollen Rückhalt. Daher habe ich am Schlusse der „Weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau“ den Gefahren des Versagens, die in den Rassengütern höherer Ordnung liegen, erneut die große Aufgabe (S. 146—165) gegenübergestellt.

Das Schwergewicht liegt in der „Weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau“, also im zweiten Teile. Weltanschauung setzt, wenn dieser Ausdruck Sinn haben soll, eine Anschauung der Welt, mindestens in ihrem für unser Bestehen entscheidenden Teile, voraus. Mit einem starren Bilde der Welt, wie sie gegenwärtig ist, können wir uns nicht begnügen. Sondern wir müssen bis zu den wirkenden, bewegenden Kräften vordringen, die in weit entrückter Vergangenheit anheben und in die fernste Zukunft drängen. Die wichtigste dieser Kräfte ist der Strom des Blutes. Es ist unsere Sache, um die es in der Weltgeschichte geht.

Darum begann ich die Schau der Welt mit der Heimat.

Ich sehe nirgends in den Schriften über Heimatkunde, Heimatunterricht, Heimat und Volkstum usw., daß man es da mit dem Rassgedanken schon einmal ernst genommen und dem Heimatbegriff von der nordischen Rasse her seinen vertieften, richtungweisenden, politische Willensbildung verbürgenden neuen Inhalt endlich gegeben hätte. Wenn man

auch Vorgeschichte, Deutschumskunde und vieles andere dem Heimatunterrichte zugute kommen läßt, so greift das doch nicht durch, solange nicht das Blut als Gestalter des Bodens erkannt und die Heimat des Blutes als die wahre Heimat verstanden ist. Ohne das droht Heimatduselei dem Eindringen aller möglichen liberalistisch-demokratischen kirchturnpolitisch-engherzigen oder gar separatistischen und getarnt politisch-konfessionellen Neigungen immer wieder Vor-
schub zu leisten.

Erst beim eindringlich von der nordischen Rasse her erfaßten Heimatbegriff und der an ihm geklärten Heimatliebe als *M i n n e*, d. h. als liebendes Gedenken unserer Vorzeit, geht es sofort wieder ums Ganze unseres nationalsozialistischen kulturpolitischen Einsatzes.

Die großen Vorgänge, wie sich die nordische Rasse, also unser Blut, ihrem inneren Gehalte nach in der Kulturgeschichte der Menschheit durchsetzte, ließ man bisher womöglich gar nicht zur Geltung kommen, oder man gab sie nur mangelhaft und verzerrt wieder. Ich habe auf den Seiten 99—142 versucht, sie vollständig und in den richtigen Verhältnissen zu zeichnen.

Eine Weltgeschichte auf rassistischer Grundlage, die den berechtigten Ansprüchen genügen könnte, wird erst geschaffen. Aber auch wenn sie schon vorläge, wäre es nötig, ihr Ergebnis zu verdichten, so daß es ohne zuviel Einzelheiten aufgenommen, überblickt und gemerkt werden kann, um als kraftbewegtes Gesamtbild das weitere Denken und Verhalten weltanschaulich (und nicht aus blutleeren Begriffen) zu bestimmen.

Ist dieser Abschnitt eingeprägt, dann kann man bei späterer Wiederholung darangehen, ihn auch noch mit reicheren Inhalte zu füllen. Stichwörter dafür wird man auf Schritt und Tritt finden, und Bücher, die dabei weiterhelfen können, sind am Schlusse verzeichnet. Die Gefahr, sich in Einzelheiten zu verlieren, wird kaum mehr drohen, wenn der leitende

Sinnzusammenhang im großen bereits geistiger Besitz geworden ist.

Die Kulturtaten der nordischen Völker stellen sich im dritten Abschnitte ihrem geistigen Endergebnisse nach als Fächer des Wissens und der „Deutschen Bildung“ dar. Jedes Fach erhält seine Richtung auf ein Ganzes, das weltanschaulich, aber nicht spekulativ, umrissen ist. Es ist eine aus der Weltgeschichte und Kulturgeschichte begründete Anschauung zugrunde gelegt, die von der Vergangenheit in die Zukunft drängt und nicht persönlichem Meinen, Wähnen und Wünschen folgt, sondern das blutgebundene, überpersönliche Wissen und Wollen zur Richtschnur nimmt.

Die Fächer werden nach ihrer lebensgesetzlichen Bedeutung gewertet. Auch hier soll ein richtig angelegtes Gesamtbild innerlich besessen werden, damit jeder das, was ihn hauptsächlich angeht, vom Ganzen her in seinem Zusammenhange sehen und sich danach richten kann. Erziehung und Bildung bestimmen zu einem sehr wesentlichen Teile das künftige Antlitz der Nation und haben dafür zu sorgen, daß es nicht verfällt.

Diesen dreiteiligen Kern umschließt die Erörterung vorbereitender und begleitender Fragen; ein Verzeichnis von Büchern und Schriften, die später herangezogen werden können, ist hinzugefügt.

*

Unser Weg als Volk und Rasse ist lediglich das letzte Ende eines ungleich längeren und viel breiteren Schicksalspfades; denn der Weg unserer Rasse und der anderen weltgeschichtlich bedeutsamen Rassen wäre einzufügen in die Geschichte der ganzen Menschheit, diese in das Werden der Lebewesen überhaupt, sodann das Leben in den überwältigend großen Rahmen der unbelebten Natur. Schließlich wäre alldem der Geist des nordrassischen Menschen in seiner diese ganze Welt umspannenden Gesamtleistung, Gesinnungshaltung, Willenskraft gegenüberzustellen. Erst das ergäbe Weltanschauung im großen und ganzen.

Aber der Teil, um den es diesmal geht, ist, so widerspruchsvoll dies scheinen mag, mehr als das Ganze. Denn dieses Ganze unseres umfassenden Weltbildes hängt selbst ab vom Bestande dieses Teiles: ohne die nordische Rasse, ohne das deutsche Volk, ohne uns — gibt es kein solches Welt-erkennen und daher auch kein danach ausgerichtetes Handeln.

Deshalb begnügen wir uns diesmal damit, aus dem großen Ganzen an weltanschaulichen Grundlagen das herauszuheben, was für diesen Teil nötig ist, nämlich für unseren Bestand und für unsere nationalsozialistische Kulturpolitik, die diesen Bestand zu sichern hat.

Man gehe von dem aus, was die Tagespresse unter der Überschrift „Kulturpolitik“ bringt. Aber man bleibe nicht bei Theater, Film, Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft und dem täglichen Ringen um diese und alle anderen Kulturleistungen stehen. Vielmehr stoße man zum Grundsätzlichen vor. Es liegt darin, daß wir erstens alles Fremde, das unsere Kulturwerte überwuchern und verfälschen will, zurückdrängen müssen, zweitens daß wir zu uns selbst kommen und aufs Wesentliche hingelangen müssen, drittens daß wir derjenigen Artung den Weg bahnen müssen, die alles trägt. Welche Artung das ist, lehren im großen, und dadurch allein zwingend, Weltgeschichte und Geistesgeschichte (S. 87—162), und welche Bedeutung der eben herausgestellten Dreieit innewohnt, lehrt der Abschnitt „Vererbung und Kultur“.

Was hier vorliegt, ist die stark erweiterte und stark überarbeitete Ausgabe eines Beitrages, der bereits 1934 unter dem Titel „Der rassische und völkische Grundgedanke des Nationalsozialismus“ in dem Sammelwerke „Die Verwaltungsakademie, ein Handbuch für den Beamten im nationalsozialistischen Staat“ (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin) erschienen ist. Die Buchausgabe macht ihn nun der Allgemeinheit, auch für Schulungszwecke, zugänglich.

Die Absicht, der Schulung zu dienen, legte mir möglichste Zurückhaltung im Herausstellen persönlicher Ansichten auf.

Zu vermeiden war es aber nicht, da der Gegenstand eben erst zu erarbeiten und sein Bild noch lange nicht vollständig ist. Auch hege ich die Überzeugung, daß nur Persönlichkeit schulen kann, und deshalb trat ich überall, wo ich Persönliches zu bieten habe, damit auch entschieden hervor. Dem aufmerksamen Benützer wird es leicht sein, dies an vielen Stellen und erst recht im ganzen herauszufühlen. Es geht um philosophische — will sagen: weltanschauliche —, religiöse, künstlerische, politische Überzeugungen, und diese sind, wie Alfred Rosenberg mit Recht betont hat, nur unter der Voraussetzung persönlicher Gewissensfreiheit wirklich ernst zu begründen. Weder die Bewegung noch der Benützer des Buches kann und soll dadurch festgelegt werden. Wohl aber soll das, was ich hier gebe, geordnete Unterlagen und Anregungen für die Urteilsbildung bieten. Und eben das ist meines Erachtens der Zweck aller echten Schulung.

Das Buch ist nicht nach anderen Büchern geschrieben, sondern vom Ganzen her, nicht für Augen, die hastig über die Zeilen gleiten, sondern für Ohren, die hinhören, und im übrigen mit dem unbedingten Willen, der Erneuerung unseres Volkes aus seinen lebensgesetzlichen und weltgeschichtlichen Bedingungen im Zeichen des Nationalsozialismus zu dienen.

Die Haltung ist die kämpferische, das Ziel Besinnung. Zwischen den Kampfhandlungen liegt die Ruhestellung, die Vorbereitung, die Planung, die Sicherung, die Wacht. Der Krieger auf einsamer Wacht ist seiner Gemeinschaft, je weiter sein Sinnen ausgreift, je tiefer es aus der Seele quillt, um so inniger verbunden.

Die Augenblicke der großen Einklehr geben Klarheit, Festigkeit, Kraft. Weil dieses Buch Einklehr wecken, Festigkeit geben, Kraft spenden will, ist es gewidmet den Toten des Krieges, den Toten der Bewegung, dem ewigen Deutschland!

München, im Sommer 1936.

Wolfgang Schultz.

Einleitung

Nationalsozialistische Kulturpolitik

Die nationalsozialistische Politik, und daher auch jenen Teil von ihr, den man als Kulturpolitik bezeichnen kann, bestimmen und vollziehen der Führer und die von ihm zu den einzelnen Aufgaben Berufenen.

Will man wissen, was nationalsozialistische Kulturpolitik ist, dann sehe man auf diese Männer, auf das, was sie tun, und auf die Anleitungen, die sie geben, um verantwortliche Mithelfer heranzuziehen, und auf die Gesetzgebung, die dieser Arbeit die Bahn bereitet.

Jede Aufgabe ist durch die Notwendigkeit bestimmt, vor der wir stehen, und ihre Lösung muß sich in den Grenzen der Mittel halten, die dafür bereitgestellt werden können.

Was sich da abspielt, wird einst die Geschichte verzeichnen und werten. Und über einen Teil der Geschichte des Nationalsozialismus wird man dann schreiben können: Nationalsozialistische Kulturpolitik.

Die Einheit des Handelns wird verbürgt durch die Einheit und geordnete Abstufung der Führung,

durch das Parteiprogramm und das Schrifttum der Bewegung, durch das gemeinsame Erlebnis der Kampfzeit und durch die nationalsozialistische Weltanschauung. Ihre zwei Grundgedanken sind **R a s s e** und **V o l k**.

Rasse und Volk

Der Nationalsozialismus legt es nicht darauf an, unbedingt neue Gedanken zu bringen, und auch die Gedanken **R a s s e** und **V o l k** sind gewiß nicht neu. Aber er will die bisher verachteten Werte der Nation wiederherstellen und tut dies aus einer Tiefe des Wollens und aus einem Ganzheitsanspruch, die neu sind.

Durch die Bewegung, die der Führer wachgerufen hat und immer weiter vorwärtsträgt, bestehen Voraussetzungen, wie sie noch nie bestanden, und es steht auch die Macht zu Gebote, das Notwendige durchzusetzen. So ist das Bild im ganzen trotzdem ein völlig neues, und dadurch erhalten auch die alten Gedanken neue Färbung und Bedeutung.

Wir gehen nicht von Spekulationen über die Gemeinschaft, über einen theoretischen Universalismus und über den Gegensatz zum Allgemeinbegriffe Individuum aus, um daraus den Nationalsozialismus herzuleiten, sondern von unserer gegenwärtigen, geschichtlich, rassistisch, lebensgesetzlich bedingten Volksgemeinschaft selbst. Diese Einstellung ist sozia-

listisch bis in die Knochen und noch bis in deren Mark. Sie fordert, daß diese Volksgemeinschaft sich nach den Kräften richte, die ihr Dasein bestimmen und, wenn sie richtig gebraucht werden, sichern, läutern und heben. Einsatz aller Mittel der Volksgemeinschaft im Dienste ihrer Aufgabe — das ist Sozialismus.

Ein Volk pflanzt sich nicht fort durch den Rassegedanken allein, durch Wissen um den Wert seines Blutes allein, und auch nicht durch daraus folgenden Umbruch der Gesinnung allein, sondern erst durch das Meistern aller seiner Lebensbedingungen, auch der wirtschaftlichen. Der Anteil der Volksgenossen an diesem Meistern, ihre Leistung, ist eine verschiedene, wie sie selbst verschieden sind, und danach bestimmt sich und entfaltet sich ihr höchst mannigfaltiger Wert. Das Ziel und die Mittel, die taugen, es den Volksgenossen erreichbar zu machen, also unser Sozialismus, ist bei uns Deutschen etwas ganz anderes als irgendwo anders bei irgendeinem anderen Volke. Wir sind eben nicht Sozialisten im allgemeinen, sondern Nationalsozialisten.

Alles, was wir haben, wird eingesetzt. Der unerschütterliche Glaube an das große Ziel legt den Grund, eine neue Gesinnungshaltung erwächst aus ihm. Sie ist nicht bloß aus diesem Glauben genährt, sondern auch geklärt aus allen erreichbaren, für die Durchführung in Betracht kommenden Kenntnissen, die für diesen Zweck bereitgestellt, erneut durchdacht und in ihrer Anwendbarkeit verantwortungs-

bewußt überprüft werden. Dadurch tritt minder Wichtiges zurück und das Wesentliche im Dienste der neuen Gesamtaufgabe hervor. Die geistigen Güter der Nation erfahren eine totale Mobilmachung und erhalten innere Richtung und Einheit. Der rassische und völkische Gedanke steht dabei im Brennpunkt, wie es seiner grundlegenden Bedeutung entspricht.

Die alte Forderung

Wie tief dieser Gedanke in der deutschen Geistesgeschichte verwurzelt ist, rücken zwei Namen vor Augen: Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn.

Arndt war der erste, der mit seinem wenig beachteten „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ die Geschichte der europäischen Völker als Blutsbild aufgerollt hat. Ludwig Schemann, der verdiente Erforscher der Geschichte des Rassgedankens, fällt über ihn das Urteil: „Bei aller Begeisterung nordisch besonnener als Gobineau und bei aller Besonnenheit schwungvoller als Woltmann, nimmt er in den Grundlehren schon beide vorweg.“

Arndt zur Seite steht Jahn, der als erster den Begriff und das Wort Volkstum prägt, die Rasse als Wesenskern herausstellt und die drei großen Forderungen ausspricht: Rasseinheit, Volkeseinheit, Geistesfreiheit.

Dieser Dreiklang ist rein, richtig und richtunggebend; denn Mischlinge mit ihren zwiespältigen Seelen bringen den Zwist und lassen keine Einheit des Volkes aufkommen; der Geist bleibt unfrei, fremde Mächte schlagen ihn in ihren Bann.

Freiheit ist hier nicht Liberalismus, sondern Erfüllung des eigenen inneren Gesetzes. Die Pflege der Rasse sichert die Einheit des Volkes und befreit seinen wahren, kulturtragenden Geist.

Die neuen Erkenntnisse

Seit Arndt und Jahn hat sich im Grundsätzlichen der Forderung nichts, in der Klärung und Vertiefung der Gedanken viel und Grundlegendes geändert. Auch geht es heute nicht mehr um eine bloße Forderung, sondern wir stehen mitten darin, sie zu erfüllen.

Der Zusammenhang zwischen den Rassen, den Volkstümern und den Kulturen der Völker wurde bis in zahlreiche Einzelheiten erforscht.

Die vergleichende Sprachforschung hat den Völkerstamm der Indogermanen, die vergleichende Menschenkunde die nordische Rasse umgrenzt und herausgestellt. Es hat sich gezeigt, daß die tragende Schicht der Indogermanen und die nordische Rasse dasselbe sind. Die wichtigsten Kulturen der Weltgeschichte sind als Ausdruck nordrassischen Wesens faßbar geworden. Die Er-

forschung der Bodendenkmäler hat diese Ergebnisse noch bereichert und vertieft.

Das Geisteserbe des germanischen und des indogermanischen Altertums hat sich als ungeahnt reichhaltiger und wertvoller Schatz erwiesen. Von den Indogermanen führt über die Germanen eine klar erkennbare Linie leiblicher Abstammung und geistig-sittlicher Einheit bis in unsere deutsche Gegenwart und weist hinaus in unsere Zukunft.

Die Zusammensetzung des deutschen Volkes, seiner Stämme und Stände aus Einschlägen verschiedener hochwertiger Rassen und die führende Bedeutung des nordischen Rassekerns, der im Bauerntume am festesten erhalten ist, steht deutlich vor uns. Die Verteilung der Erbeigenschaften in der Bevölkerung erschließt sich unserem Blicke, eine Anzahl wichtiger Gesetze der Vererbung ist entdeckt.

Alle diese Ergebnisse erheischen, daß sie nun endlich genutzt werden, und es ist selbstverständlich, daß wir sie in einer Zeit, in der die Not des Volkes, aber auch seine Selbstbesinnung und seine aufgerüttelte Kraft den letzten Einsatz fordern, mit verantwortungsbewußter Entschlossenheit auch wirklich einsetzen.

Vierfache kulturpolitische Bewährungsprobe

Vor vier großen Zeugen haben wir uns zu bewähren: erstens vor unserer Geschichte, zweitens

vor unserem Volke, drittens vor seiner Kultur und viertens vor den Völkern und Kulturen um uns.

Wir sehen die deutsche Geschichte vor uns, voll ruhmreichen Gelingens, aber auch behaftet mit viel folgenschwerem Mißglücken.

Man denke der Worte, die Ulrich von Hutten 1518 in seiner Rede über den Türkenkrieg sprach: „Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen, aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Tatendurst verkommt im Dunkeln.“

Heute haben wir den Führer. Die alten Parteien sind vernichtet, die Länder, Stämme und Stände geeint, und Dinge erreichbar, die vor kurzem noch unmöglich schienen.

Wir sehen das deutsche Volk vor uns voll unvergleichlicher Begabung, aber auch behaftet mit vielen Gebrechen.

Unsere Bevölkerungspolitik muß die Gebrechen abstellen, die Fortpflanzung der Erbgesunden sichern und das Überwuchern Erbkranker eindämmen. Unsere Rassepolitik muß die tragende Rasse unseres Volkstums stützen, während man bisher an ihr Raubbau getrieben, ja gegen sie gewütet hat. Beide Aufgaben können wir lösen; denn wir haben die Erkenntnisse der Vererbungslehre, die Aufnahme des Bestandes der Erbanlagen und der Rasseeinschläge der Bevölkerung und den Einblick in die führende Bedeutung

der nordischen Rasse. Es gilt bloß, diesem Wissen Folge zu geben durch die Tat.

Wir sehen die deutsche Kultur vor uns, die herrlich reichhaltig ist in ihrem Bestande und sich mit den Kulturen aller Völker um uns messen kann, wenn sie sie nicht in vielem sogar überragt.

Aber diese Kultur als Besitz befriedigt uns noch nicht. Wir müssen das Errungene nicht bloß bewahren und gegen Verfall sichern; wir dürfen nicht bloß eine Vergangenheit verwalten. Die neuen Gedanken und der neue Wille unserer Gegenwart verpflichten uns, unsere Vergangenheit und die Möglichkeiten unserer Zukunft mit neuen Augen zu betrachten, daraus zu lernen und danach zu handeln. Wir sehen in unserer Kultur viele Uneinheitlichkeiten, viele Risse und Klüfte, viel Fremdes, das uns aufgezwungen wurde und unserem Wesen widerspricht, uns nicht zu uns kommen und uns oft unseres Besten nicht recht froh werden läßt.

So tritt neben das beruhigende Bewußtsein von unserer altererbten und gewaltigen Kultur als Besitz die anspornende Forderung: Kultur als Ziel. Ausscheiden des Fremden, Erwaschen aus Eigenem — eine Arbeit auf lange Sicht, aber zugleich eine Aufgabe, die uns endlich wieder Zukunft gibt.

Die kulturschöpferische Bedeutung der nordischen Rasse, die sich in den indogermanischen Kulturen des Altertums, in der germanischen Kultur und im deutschen Kulturgeschehen dargelegt hat, ist der

weltgeschichtliche Beweis, daß wir den Kernbestand dieser Rasse im deutschen Volke pflegen und ihr Geistesgut der deutschen Zukunft zugrunde legen müssen. Wie die Rasse gereinigt und gefestigt, wie der Volkskörper gekräftigt werden soll, so auch der deutsche Geist und die deutsche Kultur.

Endlich blicken wir auf die Völker und die Kulturen um uns und sind uns vieler Achtung und Liebe, aber auch tiefsten Hasses bewußt, der uns umgibt und unser Dasein besonders schwer bedrohte, als wir noch wehrlos waren. Das ist vorbei, aber Freunde brauchen wir jetzt erst recht.

Je gesünder wir als Volkskörper sind, je selbstsicherer als Träger einer einheitlichen Kultur, desto eher werden wir Freundschaft rechtfertigen und finden können.

Die nordische Rasse, auf der unsere Kultur aufbauen muß, braucht nicht den sogenannten nordischen Abstand zu setzen, sondern sie kann und soll auch überbrücken. Je gründlicher wir ihr nachspüren, desto deutlicher sehen wir uns in einer großen Kulturgemeinschaft von alters her mit Völkern ringsum verbunden, die ihr Bestes in der ihnen eigentümlichen Art derselben Rassen Grundlage verdanken.

Wie der Nationalsozialismus das große Bollwerk Europas und der weißen Völker überhaupt gegen das bolschewistische Chaos, so ist der rassische und völkische Gedanke des Nationalsozialismus die sicherste Gewähr des Friedens und der Ver-

ständigung unter den Völkern und zugleich die Gewähr der Erhaltung der Kulturwerte ihrer alten Zivilisationen.

Geschichte und Politik

Die Bedenken gegen den Einsatz der rassistischen und völkischen Gedanken des Nationalsozialismus und gegen das Kämpfertum, den „Aktivismus“, der in ihnen liegt, sind so alt und haltlos wie die Welt, die dieses Kämpfertum bereits hinweggefegt hat. Die Vertreter jener so überflugen Welt und wir — wie stehen wir zueinander?

Wir verfechten den Primat des politischen Willens über das geschichtliche Geschehen; sie behaupten, daß das geschichtliche Geschehen aus sich selbst ohnedies zwangsläufig weiterlaufe und auch den Willen forme. Letzteres glauben wir ebenfalls, nur hat es bei uns andern Sinn. Wir nennen erst das einen Willen, was sich aufbäumt und mit heldischer Entschlossenheit nach dem Unmöglichen greift und — es nicht erst möglich macht, sondern verwirklicht.

Wir glauben, daß aus richtiger Erkenntnis solche neuen Antriebe des Willens kommen, die die vermeinten Notwendigkeiten überwinden, und wir nützen unsere Freiheit, die darin liegt; sie lehren, daß alles der Notwendigkeit gehorche und daß es nichts helfe, sich dagegen aufzulehnen. Damit aber leugnen sie in Wahrheit zugleich die Möglichkeit

aller Politik, wie denn auch die ihre dementsprechend schwächlich ausgefallen ist.

Die Geschichte sollte ein Rad sein, das über uns hinwegrollt, und es wurde als Wahnsinn ausgeschrien, ihm in die Speichen zu fallen. Allein, was hat Geschichte, ein Lebensvorgang, in den immer wieder die Willensentscheidungen großer Männer eingreifen, mit einem leblosen Rade gemein?

Oder die Geschichte sollte durch Setzung (Thesis) und Gegensetzung (Antithesis) zur höheren Einheit (Synthesis) oder höheren Kulturstufe fortschreiten nach einer ihr innewohnenden („dialektischen“) Logik, und aus dieser sollte sich die Zukunft bestimmen und nicht aus rechtzeitig gefundenen oder verhängnisvoll versäumten Antworten auf eine günstige oder bedrohliche Wirklichkeit.

Einem kraftlosen, überreizten Denken erschien die Abfolge der Kulturstufen so sehr als etwas sich aus notwendigen Antrieben Veränderndes, Steigerndes, daß die Kultur gleichsam ein gegliedertes, selbständiges Wesen sein sollte, das den Menschen überkommt: er als ihre Beute, indes er ihr Schöpfer ist und sie kraftlos wird, wenn er erlahmt.

Selbst Goethe dachte sich das Gleiche, das sich notwendig stets auf höherer Stufe wiederhole, im Bilde einer Schneckenlinie. Aber was bei ihm ein geistreiches Gleichnis war, verlockte eine unabsehbare Schar von Klüglern, der Regel solcher sich überhöhender Umläufe auf die Spur zu kommen und die Zahlen der Weltgeschichte nach einfältigen

formeln zurechtzuzwingen, ja Künftiges danach voraussagen zu wollen. Allein der Pflug muß nicht erfunden werden, weil die 500 Jahre irgendeiner Theorie gerade um sind, sondern weil ein Bauernvolk schon im Reime da ist, das ihn will.

Die Geschichte ist lehrreich wie das Leben, aber am meisten deshalb, weil sie sich nie genau wiederholt, und weil jede geschichtliche Lage eine einmalige und einzige ist, die ihres Meisters harret, der sie bewältigt.

Volksgesundung

Es ist ein willkommener Einwand, daß man noch nicht alle Gesetze kenne, daß die letzte Einsicht noch nicht erreicht sei, und daß man deshalb auch das, was man schon wisse, noch nicht anwenden dürfe. Diesen Einwand erhebt man besonders gern gegen die Vererbungslehre und ihre Nutzanwendungen in der Rassenpolitik und Bevölkerungspolitik.

Aber die Forschung ist nie zu Ende, sondern muß immer weitergehen. In allen andern Wissenschaften ist es so, selbst in den sogenannten exakten, der Mathematik, der Physik, der Chemie. Trotzdem hat es sich die Technik nie nehmen lassen, jene wissenschaftlichen Erkenntnisse und Gesetze, deren man habhaft geworden war, auch sofort anzuwenden.

Die Erfahrung und der Zuwachs in der wissenschaftlichen Erkenntnis erweitern später solche

Anwendungen und erleichtern sie, aber zu beidem käme es nie, wenn man auf einen Endzustand abgeschlossener Einsicht warten wollte, der dem begrenzten Menschengeniste bei der Unendlichkeit der Natur auf ewig verwehrt ist.

Deshalb müssen wir auch die Kenntniss von den Vorgängen der Vererbung, die wir schon haben, nützen, unbeschadet weiterer Kenntnisse, die später hoffentlich noch hinzukommen werden. Ein erbgesundes Geschlecht, das wir schon mit den bereits bekannten Mitteln herbeiführen können, wird solche Früchte auch eher ernten, und es wird ihm gewiß manches, das wir nur mit Mühe erzielen, leichter zuwachsen. Der Anfang ist das schwerste; um so mehr will er gemacht sein. Gerade das aber erschreckt die, deren Vorteile in den alten Schäden liegen.

Die Irrlehre, daß alle Menschen gleich seien, spukt noch immer in den Köpfen und widersetzt sich der grundlegenden Wahrheit von der Ungleichheit der Menschen ihrem Erscheinungsbilde, ihren Erbanlagen und ihren Leistungen nach. Die Wertung der Menschen, die sich daraus ergibt, wird als Überheblichkeit der Wertvolleren, ja als Ungerechtigkeit hingestellt.

Man höhnt unser Wollen als Rassedünkel, ohne darauf zu achten, daß wir den einzelnen nicht nach der Rasse beurteilen, sondern nach der Leistung. Aber beim Volksganzen geht es uns um die Rasse, weil die nordische Rasse allein im Laufe der Welt-

geschichte eine Leistungsprobe abgelegt hat, die so gewaltig ist, daß sie uns verpflichtet, eben diese Rasse auch für die neuen, noch weit größeren Leistungen, auf die es jetzt ankommt, einzusetzen.

Die alten Kulturen, und an ihrer Spitze die Kulturen der indogermanischen Völker, haben Höchstes erreicht, aber nicht das Letzte, die Sicherung ihres eigenen Bestandes. Sie sind untergegangen. Auch unsere Kultur ist bedroht von inneren Gefahren und von äußeren. Werden wir durchs Ziel gehen? Werden wir den Fortbestand unserer Kultur sichern, und werden wir sie vermehrt und gehoben an die Zukunft unseres Volkes weitergeben können? Mißlingt es uns, die wir der letzte Einsatz nordischer Rasse im großen sind, dann ist die Zivilisation unserer ganzen Rasse, ja der Menschheit, auf Jahrhunderte und Jahrtausende hin in Gefahr und wahrscheinlich verwirrt. Gelingt es uns, dann sind nicht nur wir gerettet.

Es ist ein weltgeschichtlicher Augenblick ohne gleichen, dem wir uns stellen müssen, und unser Wille ist, uns tauglich zu machen, ihn zu bestehen.

Kultur als Ziel

Denen, die Kultur lediglich als Besitz betrachten, ist das unverständlich. Deutschtum ist ihnen ein Ruhefissen, auf dem sie lorbeerbefränzt entschlummern möchten, während es für uns eine Aufgabe

ist, die die härtesten Forderungen stellt, aber auch aller Verheißungen voll ist.

Wir wollen unser Volkstum in Pflege nehmen, ihm die schädigenden Einflüsse fernhalten. Das höhnt man als Purismus; erst in der Mannigfaltigkeit der Einschläge liege der Reiz einer Kultur. Nun, wir haben diese Überreiztheit satt und werden sie abtun.

Oder man sagt: Kultur muß wachsen, man kann sie nicht künstlich herstellen. Allein, was bei uns bisher sehr üppig wucherte, war das Unkraut, und das wollen wir ausrotten, damit die schönen und edlen Gewächse, die bis jetzt oft dahinsiechten oder gar eingingen, besser gedeihen können.

Kulturen brauchen ihre Pflege wie Wald, Feld und Garten, und zwar eine verständige, die den Gesetzen der Natur Rechnung trägt und sie zur höheren Schönheit und Ordnung steigert.

Forstmann, Landmann und Gärtner müssen die Natur lieben, müssen sie zuinnerst verstehen, müssen aber auch viel von ihr wissen und gelernt haben, daß das ihnen anvertraute Wachstum nicht verwildert oder verödet.

Bei Städtebau, Landesplanung und Denkmalpflege tritt das technische und geschichtliche Verstehen noch stärker hinzu. Bei Handwerk, Erzeugung, Handel, noch mehr beim Schulwesen und Bildungswesen des Volkes, bei Kunst und Wissenschaft erstrecken sich die Aufgaben bis in die letzten Anforderungen des Sittlichen und Geistigen.

Alles das wächst nur richtig, wenn es gepflegt wird. Und dasselbe wie für jede einzelne dieser und der vielen anderen Kulturaufgaben eines Volkes gilt auch für die Kultur im ganzen und für alle Kulturpolitik. Liebe zur Natur des Volkes und Einsicht in sie und die Gegebenheiten des Landes und seiner Hilfsmittel sind die Grundlagen, und alle Gleichgültigkeit, die sich darauf ausredet, daß da doch „nichts zu machen“ sei, ist uns zutiefst fremd. Meistens ist sie auch bloß vorgeschützt und der Deckmantel, hinter dem allerhand Gruppen und Klüngel sehr eigennützige Ziele oft sehr unverfroren verfolgen.

Oder man sagt, wir hätten keinen Sinn für geschichtliche Wirklichkeiten und vollzogene Tatsachen. Und doch entnehmen wir gerade aus der geschichtlichen Wirklichkeit den Beweis für den Wert von Rasse und Volkstum. Freilich, vollzogene Tatsachen erkennen wir nicht an. Sondern, solange wir Deutsche sind, werden wir nicht müde werden, auf die Revision eines mehr als tausendjährigen Prozesses zu dringen, nach dem wir um unser Erbgut betrogen und in eine Zwangsjacke eingeschnürt bleiben sollen, in der die edelsten Glieder unseres Leibes verwachsen.

Noch ist die Rasse unserer Ahnen, ihre Sprache, ihr Volkstum, ihre geistig-sittliche Haltung in uns lebendig. Alle Versuche, dies auszutilgen, haben nicht durchgreifen können. Wir entnehmen diesem unschätzbaren, weit in die Vorzeit zurückreichenden,

höchst dauerhaften Gute wichtige Maßstäbe, um den inneren Wert von Kulturleistungen zu ermessen.

Was dem alten und echten Wesen entsproßt ist und zu ihm stimmt, ziehen wir vor. Aber dennoch wollen wir kein Altes, sondern ein unbedingt Neues, das auch noch die Gegenprobe bestehen kann: die Probe auf Richtigkeit. Unser Neues muß auch zu unserer besseren Einsicht stimmen und zur Wirklichkeit. Denn das Erforschen dieser Wirklichkeit und die durchgreifende Entschlossenheit, dem durch solche Forschung Erkannten auch Folge zu geben, gehört ebenfalls zu den entscheidenden sachlichen Fähigkeiten nordischer Rasse.

Einteilung

Wir sind also willens, zu begründen, was sich irgend begründen läßt, Beweise dort anzutreten, wo sie hinreichen können. Aber an das Letzte reichen Beweise nicht heran, und es ist unergründlich. Dennoch lebt es in uns, und wir handeln nach ihm, und alle Beweise und Gründe haben in ihm ihren letzten Grund.

Der Nationalsozialismus ist Weltanschauung, er ist auch noch mehr. Es war möglich, daß Hunderte für ihn ihr Leben, Tausende ihr Blut gaben, und Hunderttausende stehen jeden Augenblick wieder dazu bereit. Das Blutopfer ist zwar bekanntlich noch kein Beweis für die Wahrheit, aber ein

untrüglicher Beweis für die Verpflichtetheit an Letztes, Ewiges. Die Hingabe, für eine Idee zu sterben, setzt sich fort in der Bereitschaft, für sie zu leben, und erprobt sich in der Fähigkeit, sie gegen alle Nüchternheit und Widerstände des Alltags umzusetzen in die Tat.

Die rassische und völkische Idee des Nationalsozialismus gibt auch diese Kraft. Sie gibt sie nicht, weil sie gedacht, sondern weil sie gelebt, gewußt, geglaubt, gewollt wird. So ruht und wirkt sie als Einheit im Innern.

Um sie nach außen darzulegen, stellen wir zuerst das Grundsätzliche fest, indem wir dem Zusammenhange von Kultur und Vererbung, den Wurzeln unseres Schicksals und unserer Freiheit nachspüren.

Sodann weiten wir den Blick von unserer nächsten Umgebung, der Heimat und der Liebe zu ihr, zur weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau, um daraus die bewegenden Fragen unserer Gegenwart zu beleuchten.

Drittens erörtern wir, wie Bildung auf rassischer und völkischer Grundlage einzurichten ist, damit das schon jetzt Mögliche und der Weg in die Zukunft sichtbar wird.

Endlich sind gegeneinander abzuwägen: Glauben, Wissen und Wollen.

Vererbung und Kultur

Rasse, Volkstum und Kultur

Von Rasse sprechen wir, wenn eine größere Gruppe Einzelwesen innerhalb ihrer Art in der besonderen und in sich ausgeglichenen Beschaffenheit vieler und gerade der wichtigsten Erbanlagen, und daher auch in den Eigenschaften und Merkmalen, in denen sich die Erbanlagen ausdrücken, übereinstimmen. Der Einheit von Leib und Seele entsprechend handelt es sich dabei um leibliche und seelische Eigenschaften, und beim Menschen, dessen Seele geistige und sittliche Kräfte zeitigt, auch um das Geistige und Sittliche und um die Erbanlagen, die dieses bedingen. Rasse ist daher so umfassend, daß viele Wissenschaften daran beteiligt sind, die verschiedenen Seiten ihres Wesens, ihr Leibliches und ihr Seelisches, Geistiges, Sittliches, ihre Geltung in der Gegenwart und ihr Wirken in der Vergangenheit, zu erforschen und darzustellen.

Rasse ist Gegenstand der Naturwissenschaft, in deren Arbeitsgebiet vor allem die leiblichen Eigenschaften und Merkmale gehören. Die seelischen Eigenschaften darf die Naturwissenschaft zwar nicht unbeachtet lassen, nur sind sie nicht ihr

eigentlicher und hauptsächlichlicher Gegenstand. Jedoch beim Menschen, bei dem die seelischen Eigenschaften sich zu hohen geistigen Leistungen steigern, tritt neben die Wissenschaft vom Menschen, die (physische) Anthropologie, die Wissenschaft von seiner Seele, die Psychologie; und die Vererbungslehre schlägt eine breite Brücke zwischen Leiblichem und Seelischem, indem sie auch die Vererbung der seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten und der Anlagen zu ihnen untersucht.

Rasse ist insbesondere Gegenstand der Naturgeschichte. Die Vererbung der leiblichen Eigenschaften der Rasse reicht weit zurück, bis in die Zeit, in der sich die Rasse gebildet hat. Das sind lange Zeiträume, während welcher die Rasse sich unverändert weitervererbt und selbst bei Rassemischungen immer wieder durchschlägt. Diese Vorgänge sind Naturvorgänge, und ihr Verlauf beschäftigt die Naturgeschichte.

Rasse ist Gegenstand der Geisteswissenschaft, denn den leiblichen Eigenschaften sind seelische, geistig-sittliche, verbunden. Der leiblichen Erscheinung entspricht die seelische (geistige und sittliche) Beschaffenheit und Haltung, und auch dies Seelische ist erblich. Den seelischen Gehalt untersuchen und behandeln aber die Geisteswissenschaften. Die Einsicht in das Leibliche an der Rasse ist für sie als naturwissenschaftliche Voraussetzung jedoch ebenfalls wichtig.

Rasse ist insbesondere Gegenstand der Gei-

st es g e s c h i c h t e, denn die geistig-sittlichen Eigenschaften der Rassen haben sich in ihren geschichtlichen Leistungen dargelegt, und diese Kulturleistungen der verschiedensten Art behandelt die Geistesgeschichte.

Die naturwissenschaftliche und naturgeschichtliche Bedeutung der Rasse kommt so gut wie ausschließlich bei den Tieren in Betracht, bei denen das Geistige nur hier und da in Ansätzen für unsere menschliche Auffassung wichtig wird. Dagegen die geisteswissenschaftliche und geistesgeschichtliche, die geistig-sittliche Bedeutung der Rasse tritt in den Vordergrund beim Menschen und bei der Steigerung menschlicher Leistungen zu Volkstum und Kultur. Wir können Völker in ihre Rasseneinschläge zerlegen und in Volkstümern und Kulturen die verschiedene innere Gesamthaltung der an ihnen beteiligten Rassen herausfinden. Ist dies Zerlegen (Analysis) geglückt, dann müssen sich umgekehrt die Völker, ihre Volkstümer und Kulturen auch wieder aus ihren Rasseneinschlägen durch Zusammensetzen (Synthesis) aufbauen, erklären und verstehen lassen.

Rassengut

Die Erbanlagen, in denen die Angehörigen einer Rasse übereinstimmen müssen, damit überhaupt Rasse vorliegt, bestimmen durch die Eigenschaften und Leistungen, die aus ihnen erwachsen, den Wert

dieser Rasse. Diese Eigenschaften und Leistungen können daher als Rassengüter bezeichnet werden.

Im Hinblick auf die Betätigung dieser Rassengüter trennt nun ein wesentlicher Unterschied den Menschen von den Tieren, nicht bloß von den ihm am nächsten stehenden Säugetieren, wie den Menschenaffen, sondern auch von den in staatähnlichen Verbänden lebenden, wie den Bienen, Ameisen oder Termiten: Das Leben der Tiere ist fast ausschließlich triebhaft geregelt und das einzelne Tier führt selbst in der Herde oder im Tierstaate sein Sonderdasein. Lehren und Lernen gibt es kaum. Sinegegen ist das Triebleben des Menschen fast völlig ins Bewußtsein emporgehoben. Die Triebe, nachzuahmen, sich zu verständigen, zu helfen und zu gelten sind zu ungeahnter Stärke gediehen und wirken sich in bewußten Leistungen aus, die dazu führen, daß der einzelne nie vereinzelt ist, sich vielmehr mit den anderen durch Gebärden und Sprache, später auch durch die Schrift, verständigt, Erfahrungen von anderen empfängt und eigne hinzufügt, diesen Besitz von Geschlecht zu Geschlecht weitergibt und zuletzt sich sogar seiner Geschichte im Rahmen der Gemeinschaft, in der er steht, bewußt wird.

Der Vogel baut sein Nest richtig rein triebhaft, auch wenn er noch nie eines gesehen hat. Ebenso greifen die Handlungen der Ameisen rein triebhaft ineinander und ohne oder nur mit geringer Verständigung. Eine Brut junger Ameisen legt wieder denselben Bau an, der ihrer Art entspricht. Die

Anleitung durch die Alten, durch das Vorbild der bestehenden Einrichtungen ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dazu nötig, obgleich bei diesen und anderen staatenbildenden Kerbtieren Einrichtungen bestehen, die stark an die menschlichen Kulturen erinnern: eine Art Sprache, Haustierte, Sklaven, Garten und Felder, Raushgifte, Bestattung u. dgl.

Der Mensch aber muß fast alles immer von neuem erlernen und bleibt, wenn man ihm die Überlieferung seines Volkstums künstlich fernhält, weit selbst hinter rückständigen Völkern zurück und vermag nicht einmal aus eigenem zu sprechen. Was er ist, verdankt er den angehäuften Erfahrungen und Einrichtungen der anderen, seiner Sippe, seines Stammes, seines Volkes und der anderen Völker, mit denen sein Volk solche Erfahrungen und Einrichtungen ausgetauscht hat. Die seelischen, auch die geistigen Eigenschaften, die er ererbt hat, verbürgen ihm das Teilhaben an diesem Schatze nur, sofern er dazu kommt, sich ihn anzueignen; aber dann kann er ihn auch mehren und bereichert weitergeben.

Dieses Anhäufen wertvoller Ergebnisse ist Überlieferung. Sie führt dazu, daß einer nutzt, was der andere gefunden hat, daß die neuen Geschlechter gleichsam auf den Schultern der früheren stehen.

Zur Biene gehören ihre aus sechseckigen Zellen errichteten Waben, zur Spinne gehört ihr achtstrahliges Netz, zu den Vögeln die Anlage ihrer Nester, zum Fuchse sein Bau und zu den Völkern

gehören ihre rassisch bedingten urtümlichen Stammesverfassungen, ihre Wirtschaftsformen, ihre Wohnweise, ihre Haustierte, ihre Geräte, Waffen und Kleider, ihre Sprache, ihre Kunst, Dichtung und Wissenschaft, ihr Glaubensleben und ihre ganze, aus diesen Einzelheiten sich aufbauende Kultur.

Kultur ist stets das Ergebnis langwährender, ständig fortgesetzter und gemehrter Überlieferung. Jeder Beitrag zu diesem Vermehren und Steigern, jedes Entdecken, Erfinden und Verbessern, aber auch jedes Weitergeben von schon Gefundenem ist eine Kulturtat und setzt einen Täter voraus, einen, der dadurch diese Kulturleistungen trägt, das heißt schöpft, hat, weitergibt, kurz einen Kulturträger.

Das Verhältnis zwischen Kulturträger und Kulturtat, zwischen Leister und Leistung, ist das zwischen Erbanlage und Betätigung dieser Anlage.

Nur ein Julius Robert Mayer konnte das Wissen um die Gesetze der unbelebten Natur durch das zusammenfassende Gesetz von der Erhaltung der Energie, nur ein Gregor Mendel unser Wissen um die Gesetze der belebten Natur durch die Gesetze der Vererbung, nur ein Goethe unsere Dichtung durch seinen Faust, nur ein Hitler unser Volk durch seine nationale Einigung bereichern.

Ganz bestimmte Erbanlagen in glücklicher Vereinigung sind nötig zu Leistungen höchster Art, die aber stets nur dadurch möglich sind und auch nur dadurch sich befruchtend auswirken können, daß ihnen zahlreiche kleine und mittlere Leistungen teils

jener Großen selbst, noch mehr aber anderer vorangegangen sind. Denn auch das Große will erarbeitet sein und könnte den anderen nie faßbar werden, wenn nicht ihr eigenes Bemühen ihm schon vorahnend und wegbereitend entgegengekommen wäre; aber auch die durchschnittlichen Leistungen eines der Scholle verbundenen Bauern, eines Werte schaffenden Arbeiters, eines pflichtbewußten Beamten beruhen auf den sehr erheblichen Erbanlagen dieser Kulturträger und ihrer Vorgänger.

Jede Kulturleistung ist ein Ertrag solcher Anlagen und der aus ihnen erwachsenen Eigenschaften, und der Wert der Kulturleistung ist der Maßstab für den Wert der Eigenschaften, auf denen sie beruht. Die Eigenschaften sind aber an die Rasse gebunden und stellen deshalb ein Rassegut dar, und die Kulturleistungen, der Ertrag dieser Eigenschaften, sind, da sie nur wertvoll bleiben, wenn sie weitergegeben werden, *Überlieferungsgüter*.

Man nennt das Weitergeben, das Überliefern, oft genug auch selbst ein Vererben. Man denke an Goethes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Aller Kulturbesitz ist in diesem Sinne Kulturerbe. Diese Ausdrucksweise hat ihr gutes Recht. Ein Überlieferungsgut wird nur dann weiterüberliefert, wenn Erbanlagen da sind, die dazu taugen. Fehlen sie, dann gerät die Überlieferung in Vergessenheit, der Kulturbesitz verfällt.

Rassengüter erster und höherer Ordnung

Unsere Einstellung zum Begriffe *E r b e* hat sich unter dem Einflusse der Vererbungslehre von Grund aus verändert.

Früher bezeichnete man mit *Erbe* vor allem die vom Erblasser hinterlassenen Güter, Haus, Hof und Habe. Daß außer diesen dinglichen Gütern von den Eltern auch leiblich-seelische Anlagen und Eigenschaften ererbt werden, in denen diese Anlagen sich ausdrücken, beachtete man nur gelegentlich, und dementsprechend verwandte man das Wort „*Erbe*“ dafür bloß im übertragenen Sinne.

Heute kennen wir die Bedeutung des Weitergebens der Anlagen und der aus ihnen folgenden Eigenschaften durch die befruchtete Keimzelle, und dadurch ist die blutgebundene Art des Erbens für uns die eigentliche geworden. Ist vom Erben von Haus, Hof und Habe die Rede, so erscheint uns das jetzt folgerichtig als die übertragene Bedeutung.

Diese Änderung der Bedeutung des Wortes „*Erbe*“ und aller von ihm abgeleiteten Wörter von den äußeren Gütern und Werten weg auf dasjenige in den Besitzern, Bewahrern und Mehrern dieser Güter, was für alles Besitzen, Bewahren und Mehrern die naturgegebene Voraussetzung ist, ist eine wichtige Errungenschaft einer neuen Zeit. Denn sie ist eine Verschiebung des geistig-sittlichen Gewichts von der Auswirkung auf die wesenbegründende Ursache hin.

Aber sowohl die Sachgüter als auch die geistigen Güter, bei denen wir nur mehr im übertragenen Sinne von Vererben sprechen, sind an ihre Träger gebunden.

Auch Rohstoffe und selbst die Erzlager eines Bergwerks sind nur insofern Güter und haben ihren Wert nur insofern, als Menschen da sind, die diese Stoffe verwerten können und die die sehr geistvollen Verfahren der Gewinnung und Verwertung beherrschen.

Oder ein Erbhof und alles, was zu ihm gehört, ist zwar Sachgut, aber darin waltet ein Geistig-Sittliches, dessen Ausdruck dieses Sachgut ist, und das sich für den verständigen Betrachter in ihm auch immer wieder ausspricht. Dasselbe gilt für die geistigen Güter der Kultur; auch sie deuten auf die Wesensart und die wertvollen Eigenschaften ihrer Schöpfer und Träger.

Sachgüter und geistige Güter der Kultur, beide sind als Überlieferungsgüter der Ertrag der Erb-anlagen und Eigenschaften der Träger dieser Überlieferungsgüter. Damit die Kulturgüter geschaffen, bewahrt, vermehrt werden können, bedarf es der blutgebundenen Eigenschaften. Ohne diese Eigenschaften wären die Kulturgüter nicht da, könnten nicht bewahrt und vermehrt werden.

Die wertvollen, kulturschöpferischen Eigenschaften der Kulturträger sind die Grundlage; die Überlieferungsgüter, ihre Erträge, bauen sich auf ihnen

auf. So ist es gerechtfertigt, den jeweiligen Bestand an anlagebedingten Eigenschaften als *Kassengüter erster Ordnung* und die Überlieferungswerte als *Kassengüter höherer Ordnung* zu bezeichnen.

Die *Kassengüter erster und höherer Ordnung* stimmen darin überein, daß sie alle beide nicht unmittelbar vererben und bloß *erbbedingt* sind. Unmittelbar vererbt nicht die Eigenschaft, sondern die Anlage, genauer ausgedrückt: die *Reaktionsweise*, das heißt die Art, wie der Organismus auf die Reize und Forderungen, die an ihn herankommen, antwortet, zu ihnen Stellung nimmt. Jede Eigenschaft und jede Leistung ist solch eine Antwort, die er erteilt, solch eine Stellung, die er bezieht. Das ist zugleich die noch unbewußte Vorstufe des Wertens und Werteschaffens, das sich bei gesteigerten Seelenkräften dann auf der bewußten Stufe bis hoch ins Geistige hinein erstreckt. Jedoch stets liegt diesen ersten ebenso wie noch den höchsten Regungen des Wertens und Güterschaffens dasselbe Urverhalten des Leibes und der Seele, also der leiblich-seelischen Einheit alles Lebendigen zugrunde. Die erfolgte Antwort, die vollzogene Stellungnahme, hat zum Ertrag das *Kassengut*, und zwar auf der noch völlig unbewußten und erb nächsten Stufe das *Kassengut erster Ordnung*, die anlagebedingte, erbbedingte Eigenschaft, und dann auf den höheren Stufen die höheren, bewußteren, zuletzt sehr durchgeistigten und durch das Anhäufen

der Überlieferung noch sehr gesteigerten Erträge jener Eigenschaften und der in ihnen wirkenden Anlagen, die Rassengüter höherer Ordnung. Diese Überlieferungsgüter streben, je höhere Ordnungen sie bei höchstbegabten Rassen erreichen, gerade infolge dieser ihrer hochrassischen Erbbedingtheit ins Unbedingte, allgemein Gültige, und aus ihrer Umweltbedingtheit heraus ins gegenständlich Geforderte, Notwendige. Die dem Wirklichen abgewonnene Gültigkeit kennzeichnet dann zuletzt die Rassengüter höchster Ordnung, von denen noch die Rede sein wird.

Die Rassengüter höherer (und höchster) Ordnung sind der sich stetig mehrende Ertrag der Rassengüter erster Ordnung und bauen sich auf diesen als Voraussetzung auf, etwa wie die Stockwerke und das Dach eines Hauses sich auf den Grundmauern und den Kellerräumen aufbauen. Das Dach liegt „höher“, aber es ist nicht „besser“ als der Keller, eines gehört zum andern, und alles stürzt in sich zusammen ohne den tragenden Grund.

Ein anderes Gleichnis kann das Verhältnis eines Tones zu seinen Obertönen abgeben. Diese klingen mit, sobald der Ton angeschlagen ist und bestimmen seine Klangfarbe. Ähnlich bestimmen die Rassengüter höherer Ordnung, die sich einstellen, sobald die Rassengüter erster Ordnung in den Kulturträgern sich auswirken, die Eigenpräge der Kultur, ihren Stil. Aber die Obertöne sind deswegen nicht

etwas „Höheres“ oder „Besseres“, und sie können nie für sich allein bestehen.

Jedes solche Gleichnis vermag jedoch nur einen Teil der Sache selbst zu verdeutlichen und diesen nur unzureichend; denn es sind Gleichnisse aus dem Bereiche der unbelebten Natur (Haut, Saite), während der Ertrag, den die Rassengüter erster Ordnung in den Rassengütern höherer Ordnung bringen, ein Vorgang in der belebten Natur, ein Lebensvorgang, ist und als solcher seine im Grunde unvergleichliche Besonderheit besitzt. Auch andere Lebensvorgänge können ihn nicht weiter verdeutlichen, und das tut auch gar nicht not; man muß sich an ihn selbst halten.

Um die Unterscheidung von Rassengütern erster und höherer Ordnung zu rechtfertigen, ist es auch nicht nötig, daß man nun etwa die Kulturleistungen mit Ordnungszahlen zu versehen anfängt. Auch ohne das ist es deutlich, daß zum Beispiel der Dampfpflug eine Leistung höherer Ordnung ist gegenüber dem Räderpfluge und dieser gegenüber dem einfachen urtümlichen Hackpfluge. Überall kann man solche Reihen aufstellen und daraus ersichtlich machen, was mit der höheren Ordnung gemeint ist.

Abweichen der Überlieferung von der Vererbung

Die Rassengüter erster Ordnung beruhen darauf, daß die Anlagen gesetzmäßig vererbt werden; die

Erbmasse, die in die befruchtete Keimzelle eingeht, ist durch den Vererbungsvorgang ganz genau bestimmt und immer die gleiche. Dann muß sich dieser Erbbestand in Heranwachsen und Leben der Umwelt gegenüber, in die er hineingestellt ist, bewähren.

Für die Weitergabe der Rassengüter höherer Ordnung, die Überlieferung, gilt Entsprechendes Zug um Zug, die Entsprechung ist ebenfalls in der Tatsache der Gebundenheit des Überlieferungsgutes an die ererbten Eigenschaften begründet. Trotzdem besteht nicht genaue Übereinstimmung, sondern auch Abweichung.

Die erste Übereinstimmung und zugleich Abweichung betrifft das Vererben und Überliefern selbst.

Die Rassengüter erster Ordnung sind Bestandstücke ihrer Träger, machen sie geradezu aus und sind daher an sie ganz fest gebunden. Wenn diese Träger sich nur überhaupt fortpflanzen, dann geben sie auch zwangsläufig und gesetzmäßig ihre Erbanlagen, und damit ihre Rassengüter erster Ordnung, weiter.

Die Rassengüter höherer Ordnung sind an die Kulturträger nicht mehr so fest gebunden. Wenn ihre Träger eingehen, ist es allerdings auch um sie geschehen, und wenn ihre Träger in ihren Erbanlagen verwahrlosen, ebenfalls, obgleich meistens erst nach einiger Zeit, sobald sich die Folgen aus-

wirken. Aber die Rassengüter höherer Ordnung können doch auch an Träger anderer Artung, anderer Rasse und anderen Volkstums weitergegeben werden, wenn die Verschiedenheit der Entlehner von den Schöpfern nicht allzu groß ist.

Was für die Rassengüter erster Ordnung gilt, gilt also auch ähnlich für die Rassengüter höherer Ordnung, aber es gilt nicht gleich, und gerade die Abweichung und die Möglichkeiten und die Gefahren, die sie eröffnet, sind sehr wesentlich.

Die zweite Übereinstimmung und zugleich Abweichung betrifft die Menge dessen, was vererbt oder überliefert wird.

Die Erbanlagen des Keimes können bei der Befruchtung (außer vereinzelt bei Pflanzen) nicht über das vorgeschriebene Maß hinaus gehäuft werden. Sie sind an die Keimschleifen gebunden, und von diesen geht dank der sogenannten Kürzungsteilung immer nur je der halbe Bestand bei der Befruchtung in die Keimzelle ein. So ist dafür gesorgt, daß die befruchtete Keimzelle stets gleich viel Erbmasse enthält und nie überlastet wird. Die Rassengüter erster Ordnung, die verwirklichten Erbanlagen, sind also fest begrenzt.

Die Rassengüter höherer Ordnung können ebenfalls nicht beliebig, sondern nur dem Fassungsvermögen ihrer Träger entsprechend aufgehäuft werden, und dieses ist auch noch beim größten Genie beschränkt wie alles menschliche Vermögen, und das beruht auf der naturgemäßen Beschränktheit der

Rassengüter erster Ordnung. Aber es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Kulturschöpfer, daß sie Mittel finden, diese zunächst recht engen Grenzen doch beträchtlich zu erweitern. Sie bauen schließlich ein ganzes Bildungswesen aus und allerhand Hilfen für das Gedächtnis und können dadurch die Menge des Überlieferten ungeahnt steigern.

Man sieht, wie auch hier bei den Rassengütern höherer Ordnung das, was für die Rassengüter erster Ordnung gilt, sich ungefähr wiederholt, aber nicht genau, und wie wichtig zugleich die Abweichung ist.

Die dritte Übereinstimmung und zugleich Abweichung betrifft die lebensgesetzliche Bewährung des Vererbten oder Überlieferten.

Die Erbanlagen antworten auf die Umwelt mit Eigenschaften, den Rassengütern erster Ordnung. Edelweißsein heißt, in der Umwelt des Hochgebirges fleischige Blüten und Blätter mit dichten weißen Haaren eng am Boden hervorbringen. Edelweißsein heißt aber auch, in der Umwelt des Tieflandes viel von diesen Eigentümlichkeiten verlieren und sich in Blüte und Wachstum etwa dem Maßliebchen nähern.

Pflanzen und Tiere können auf die Umwelt meist bloß antworten, nicht aber selbst, außer etwa durch ihre Menge, umgestaltend in sie eingreifen. Der Mensch aber kann das, und zwar mit Hilfe seiner Rassengüter höherer Ordnung. Er antwortet auf seine Umwelt nicht bloß mit seinen Eigenschaften,

sondern auch damit, daß er sie, insbesondere die reich entfalteten geistigen, benützt, um Kulturschöpfungen zu vollziehen. Diese beruhen zwar auf den Eigenschaften der Kulturträger, auf ihren Rassengütern erster Ordnung, aber sie gehen weit über diese Grundlage hinaus und befähigen die Kulturträger, aus ihren Kulturleistungen eine eigene, neue Umwelt selbst zu erzeugen. Der Mensch hüllt sich in seine Kleidung, baut um sich sein Haus, bestellt sein Feld, züchtet Tiere; so schafft er sich seine Nahrung, und durch die geheizte Stube sogar sein „Klima“ nach seinem Willen und Entschluß. Eine Schar solcher Einrichtungen und Erfindungen, alles Rassengüter höherer Ordnung, fordern nun als künstliche Umwelt von seinen Erbanlagen neue, angemessene Antworten und stellen ihn damit vor immer schwierigere Aufgaben, sich zu bewähren.

Wieder hat sich in den Rassengütern höherer Ordnung gesteigert und steigernd, ja selbst übersteigernd als Kultur wiederholt, was bei den Rassengütern erster Ordnung noch fast ganz Natur ist.

Beständigkeit und Vergänglichkeit der Rassengüter

In allen drei Fällen sind, wenn man auf das Kulturgegehen achtet, die Abweichungen sichtlich wichtiger. In den Übereinstimmungen liegt das ewig Naturgesetzliche und unverbrüchlich Gleichbleibende.

Die Rassengüter erster Ordnung sind wertbeständig, wofern sie nur überhaupt bewahrt werden. Wertsteigerungen und Wertverluste sind hier nur durch Ansammlung und Verbrauch möglich, durch günstige Auslese, bewußte Rassenpolitik, Bevölkerungspolitik, oder umgekehrt durch ungünstige Rassenmischung, unterdurchschnittliche Fortpflanzung der Überdurchschnittlichen, Zunahme von Erbkrankheiten und ähnliches.

In den Abweichungen hingegen liegt die Möglichkeit starker Wertveränderungen, die über die Wertsteigerungen und Wertverluste an der Erbmasse selbst weit hinausgehen können und sogar rückwirkend die Erbmasse unter günstige oder verhängnisvoll ungünstige Bedingungen zu stellen vermögen. Die Rassengüter höherer Ordnung können zu ungeahnten Leistungen, aber auch zu ganz unerwartetem Versagen führen.

Versagen Rassen und Völker schon auf niederer Kulturstufe, dann hat es meist überhaupt an wertvollem Erbgute gefehlt. Ihr Versagen auf höherer Kulturstufe aber erweckt den Eindruck, daß das anfängliche Gelingen eine Art Blühen und Reifen, der Verfall eine Art Altern und Absterben der Rassen, Völker und Kulturen sei. Man meint dann, das eine sei so notwendig wie das andere, man könne daran nichts fördern und auch nichts dagegen tun.

Doch irrt man darin gewaltig. Wohl kann man

das Überhandnehmen von Lehn- und Fremdgut, die übertriebene Häufung von Überlieferungsgut, die Verzärtelung durch die eigene, übersteigerte Kultur mit dem Anhäufen unausgeschiedener Rückstände in einem Organismus vergleichen, auf das ja die Erscheinungen des Alterns zurückgeführt werden. Aber das ist bloß ein Gleichnis und trägt nicht weit.

Weder Rassen noch Völker, weder Ameisenhaufen noch Staaten sind Organismen im wahren Sinne des Wortes, das man vielmehr nur gleichnisweise auf sie anwenden kann. Zum Organismus gehört z. B., daß er Nahrung aufnimmt, sie sich eingliedert und die Reste ausscheidet, daß er wächst, daß er sich entweder durch Spaltung oder Befruchtung vermehrt, und daß er Organe hat, die diesen Funktionen dienen. Aber wenn Völker oder Staaten andere derartige Gebilde sich unterwerfen und eingliedern, ist das sichtlich keine Nahrungsaufnahme in einen Magen, und wenn Staaten sich teilen oder zerfallen, auch keine Zeugung. Sie sind Formen des Zusammenlebens von Organismen, aber eben nicht selbst Organismen, wie umgekehrt der sogenannte Zellenstaat nur gleichnisweise ein Staat und in Wirklichkeit Organismus ist. Was für Organismen gilt, braucht für Rassen, Völker oder Staaten keineswegs zu gelten. Nicht Gleichnisse dürfen uns leiten, sondern nur die Wirklichkeit.

Rassen, Völker und auch Kulturen könnte man nur dann mit Recht als jung oder alt bezeichnen, wenn ihre Erbanlagen jung sein oder altern könnten. Diese aber sind stets gleich alt und stets gleich jung, kommen aus einer Ewigkeit und sind aus sich voll befähigt, weiter in die Ewigkeit zu gehen.

Nicht weil die Erbanlagen gealtert wären, versagen die Völker, sondern weil sie ihr Erbgut nicht rein bewahren und die Rassengüter höherer Ordnung nicht in Pflege nehmen. Aber gerade in den Hochkulturen liegt in dem Reichtum an Überlieferungsgütern mannigfache Gelegenheit, die Freiheit zu nützen, die uns die Abweichung der Überlieferung von der Vererbung zum Bösen läßt und zum Besseren bietet.

Die Abweichungen führen nicht an sich zwangsläufig zum Untergang, sondern schließen beide Möglichkeiten in sich: Verderb und Gedeih.

Daß die großen Kulturvölker bisher alle schließlich den Weg des Versagens nahmen und bloß im Anfang, während ihrer sogenannten Blüte und Reife, den der Bewährung, beruht nicht auf einem Naturgesetze, dem man nicht entrinnen kann.

Viele Wälder vergingen bisher, aber das liegt nicht am Wesen des Waldes, sondern an äußeren Naturereignissen und an falscher Pflanzung, Setze und Pflege. Wälder können sich diese Pflege nicht selbst sichern, aber Kulturen bestehen aus Menschen, die ihre Lebensbedingungen zu erkennen und die Pflege danach einzurichten vermögen. Freilich

erfordert das einen hohen Stand der Einsichten und der politischen Willensbildung. Auch müssen beide aus langer Hand und auf lange Sicht zum Einsatze kommen. Ein Geschlecht reicht dazu nicht hin, die Abfolge der Geschlechter selbst auf die Dauer zu sichern. Erst eine langfristige, sich über viele Geschlechterfolgen erstreckende zielstrebige Arbeit kann den Erfolg bringen.

Bei den Völkern der vergangenen Kulturen meldete sich von dem erforderlichen Wissen und Willen schon hier und da etliches, aber es reichte nicht aus. Die Inder sahen den Verfall ihrer Rasse, aber ihre Kastengesetze waren nur zum Teil auch Rassengesetze und kamen zu spät. Auch die Römer sahen das Veröden ihrer Landgüter und ihre Kinderlosigkeit, aber die Gesetze, mit denen sie dem entgegenwirken wollten, waren zu schwächlich und wurden nicht eingehalten. Zu den wahren Ursachen des Verfalls drang die Einsicht jener Zeiten nicht durch, und auch die politische Kraft reichte nicht mehr, einen neuen Kurs zu steuern. So konnte man dem Unheil nicht wirkungsvoll begegnen, weder durch Rassenpolitik und Bevölkerungspolitik zugunsten der Rassengüter erster Ordnung noch durch Kulturpolitik zugunsten der Rassengüter höherer Ordnung und von ihnen her auch wieder zugunsten der Rassengüter erster Ordnung und der ihnen zugrunde liegenden Erbanlagen selbst.

Die Gefahren aus den Kassengütern höherer Ordnung

In der Abweichung der Überlieferung von der Vererbung liegen Zwang und Freiheit, Verderb und Gedeih; aber zunächst überwiegen unter diesen Folgen die Gefahren. Man muß sie erst verstehen, ehe man daran gehen kann, auch den großen Nutzen, der in den Möglichkeiten der Abweichung liegt, und damit unsere Freiheit auszuwerten und endlich die Gefahren selbst zu meistern. Sie heißen: Überfremdung, Häufung, Fehlsteuerung.

1. Überfremdung

Die urtümliche Überlieferung eines Volkes, sein Eigengut, ist der unmittelbare, aus ihm selbst erwachsene und von jedem neuen Volksgenossen wieder betätigte und bestätigte, erweiterte und ausgestaltete Ertrag seines Erbtums. Da aber die äußerst verwickelte Seele des Menschen überaus bildsam ist, vermag er vieles zu erlernen und anzunehmen, und auch solches, was er nicht selbst gesucht oder gefunden hätte, ja, was ihn durch seine Fremdartigkeit reizt oder ihm von Fremden aufgezwungen wird.

Selbst für das Tier gilt Entsprechendes in beschränktem Ausmaße. Ein Schimpanse kann mit einer Meisterschaft radfahren, die der Mensch kaum je erreicht. Doch zeigt sich sogleich der Unter-

schied, daß er den kleinsten Schaden am Fahrrad nicht mehr zu beheben vermag. Seine Kunst währt nur, solange der Mensch da ist, der ihm das Gerät im Stande hält.

Der Neger lernt auch noch das Fahrrad ausbessern, aber erfunden hat er es nicht, und selbst es neuen Verhältnissen anzupassen oder zu verbessern, dürfte ihm schwerfallen. Kunstreicher als ein Fahrrad ist ein Staat, und man hat den Negern auch dieses „Gerät“ in die Hand gezwungen. Zerrbilder, wie die Staaten in Liberia, Haiti und San Domingo, waren die Folge, und auch soviel wäre nicht zustande gekommen, ohne das stets daneben verwirklichte Beispiel unserer Staaten und ohne Mischlinge, die vermitteln konnten.

„Groß ist jeder Schöpfer; wichtig nur durch den Erhalter“ (Jahn); bloß angelerntes, fremdes Überlieferungsgut, also eigentliches Fremdgut, geht meist bald verloren, wirklich Erlerntes ändern die Völker ihrer Eigenart entsprechend um: verständig, verbessernd, bereichernd, oder mißverständlich, entstellend, verkümmern. Sie machen es dadurch zu ihrem Lehgute. Überlieferungsgut tritt mit der Zeit und mit den Völkern oft weite Wanderungen an, wird dabei mannigfaltig umgestaltet und wirkt selbst umgestaltend ein. Häufig fegen dann allerhand Umwälzungen die Zwischenglieder weg, und es entsteht die Täuschung, als hätten verschiedene Völker unabhängig voneinander dasselbe oder Ähnliches geleistet.

Die eine Hälfte einer umfassenden Geschichte der Kulturen müßte die Wanderwege und Umgestaltungen der Lehngüter und das Weiterfristen und Abstoßen der Fremdgüter, die andere Hälfte die Ursprungsstellen der Eigengüter feststellen.

Je mehr Eigengut eines Völkerstammes man ermitteln, je klarer man seinen richtungsgebenden Einfluß bei der selbständigen Verarbeitung von Fremdgut zu Lehngut feststellen kann, desto bedeutungsvoller tritt das Stammeswesen selbst hervor, und desto klarer erschließt sich aus ihm das Wesen seines kulturtragenden Rassekerns.

Die nordische Rasse ist das große Beispiel; auf der Fülle ihres Eigengutes, auf der Kraft, mit der sie Lehngut selbständig verarbeitet und aus ihrem Wesen heraus weiterführt, beruht ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Aber auch für sie besteht die Gefahr der Überfremdung.

Ein gewisses Maß an Fremdgütern pflegt jede Kultur zu enthalten, und es steht um sie um so besser, je mehr sie sie schon aufgearbeitet, eigenem Wesen eingegliedert oder gar durch fortführende Neuschöpfungen überwunden hat. Kein Volkstum kann sich von der übrigen Welt abschließen, und gelänge ihm das, so wäre ihm dadurch eine wichtige Quelle seiner Kraft, nämlich die Auseinandersetzung mit dem Fremden, entzogen.

Überfremdung liegt erst vor, wenn des unverarbeiteten und unaufarbeitbaren Fremden so viel wird, daß auch das Eigene darin unterzugehen

droht. Man nehme sich ein Beispiel an der Sprache. Ein paar Lehnwörter, hier und da ein Fremdwort müßten sie noch nicht gefährden. Aber meist sind diese Eindringlinge Schrittmacher für weitere. Werden aber die wichtigsten Grundbegriffe bereits in Fremdwörtern ausgedrückt und häufen sich diese Ausdrücke in den Sätzen, dann ist die Sprache bereits überfremdet und in Gefahr, und der Gedanke noch viel mehr.

Fremdgut greift nämlich auch tief ins Gedankliche ein, ins Sittliche, in die Lebenshaltung und Weltanschauung. „Was einem Volke natürlichste, weil ihm angeborene und damit zukommende Lebensäußerung ist, bedeutet für ein anderes wesenfremdes Volk unter Umständen nicht nur eine schwere Bedrohung, sondern sogar das Ende.“ (Adolf Hitler.)

2. Häufung

Bei urtümlichen Kulturen erfolgt, von unseren Verhältnissen her gesehen, nur ein geringer Zuwachs von Kulturgut, und er gliedert sich den älteren Beständen wuchsrecht ein. Von eigentlicher Häufung kann noch nicht gut die Rede sein. Sie setzt auch schon das Eindringen von Fremdgut, eine gewisse Störung der urtümlichen Ordnung oder doch schon Schwierigkeiten voraus, sie festzuhalten.

Je mehr Kulturgut aber in den Kulturen höherer Stufe zusammenkommt, desto eher erweisen sich Fassungsvermögen und Gedächtnis der ihnen er-

wachsenden Aufgabe gegenüber als zu schwach, und man ersinnt Hilfsmittel. Einzelne Völker, z. B. die Inder, erheben das Auswendiglernen zu einer bestaunenswerten Kunst, andere vertrauen sich, wie die Ägypter und Babylonier, von alters her der Schrift an. Der geregelte Unterricht und die Schrift, selbst ein Unterrichtsgegenstand, die Bibliotheken, Nachschlagewerke, ein ausgestaltetes Bildungswesen, Schulen verschiedener Stufen, Museen und vieles andere ermöglichen dann in der Hochkultur ein vorher ungeahntes Aufspeichern und Weitergeben von Überlieferungen, geschichtlichen Aufzeichnungen und Kulturerrungenschaften aller Art, und rasch wird dessen so viel, daß der einzelne es nicht mehr bewältigen kann.

Die Berufe spalten auf, brauchen ihre eigene Lehre, und die Schulen kommen ihrer Aufgabe, das Wichtigste auszuwählen und zu vermitteln, nur mehr mit Mühe nach. Alles scheint wichtig, das Alte und Neue, das Mißglückte und Gelungene, das Fernste und Nächste, das Fremde und Eigene; ja das Fremde lockt mehr und gilt daher auch mehr. Die Träger der Kultur drohen in den von ihnen geschaffenen und immer weiter fortgeführten und emporgesteigerten eigenen und fremden Überlieferungsgütern zu ersticken.

Ist man gebildet, wenn man weiß, wo man nachzuschlagen hat? Nach Lagarde ist man gebildet, wenn man Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermag. Allein, was ist wesentlich?

Wo findet das überreizte Denken noch Halt: Jedes Wort droht bloßer Begriff zu bleiben, hinter den man gleich mit einem zweiten zu fassen versucht. Das Denken löst sich in diesem Zustande von den Dingen, der Verstand vom Verstehen los. An Stelle der wirklichen Fassungskraft tritt eine vorge-täuschte, an Stelle der Intelligenz der Intellektualismus. Kein Wunder, denn die Kraft unmittelbaren Wollens und Denkens wird im Verarbeiten der Überlieferung oder einzelner ihrer Teile verbraucht. Zwischen den Menschen und die Wirklichkeit, der er Brust und Stirne bieten soll, tritt der ihm schon vorgedachte Begriff, das Wort, die Schrift, das Buch. Alles scheint schon gedacht, gesagt, vorweggenommen.

Aber das ist bloßer Schein. Denn alles Menschenwissen und Menschenkönnen ist, auch wenn es immer weiter vordringt, doch gering und nur Stückwerk, und des noch Unerforschten, Ungestalteten, Unergründeten Menge bleibt unendlich und unerschöpflich. Besonders in den Wissenschaften aber baut sich eins auf dem andern auf, und die neuen Erkenntnisse pflegen die schon vorher erreichten in weitestem Umfange vorauszusetzen. So erleichtert die angehäuften Überlieferung zwar auch hier die ferneren Schritte, aber erschwert sie doch zugleich.

Hochgesteigerte Kulturen können nur lebensfähig bleiben, wenn diesen Gefahren des Erstickens in den angehäuften Kulturgütern zweckmäßig begegnet wird.

3. Fehlsteuerung

Der Kulturmensch hat seine Haustiere, seine Nutzpflanzen, seine ganze Umgebung gezähmt (kultiviert, domestiziert), und dadurch hat er auch sich selbst gezähmt. Aber während Haustiere und Pflanzen von ihm betreut sind, so daß an die Stelle der strengen Auslese der Natur seine Zucht und sein Schutz treten, hat sich der gezähmte (kultivierte, domestizierte) Mensch nur scheinbar dieser Auslese ein wenig entzogen; er muß sich trotzdem, wo es Ernst wird, weiter selbst behaupten, gegen seinesgleichen, seine Feinde und die Natur.

Sich in der natürlichen, unkultivierten Umwelt bewähren, ist schwierig, denn unerbittlich streng stellt sie ihre Forderungen auf Leben und Tod. Aber die selbstgeschaffene Umwelt besteht aus lauter Milderungen: besserer Nahrung, besserem Wohnen, reicheren Leben, nicht ganz so nahe am Tod.

Dieser Spielraum, von der einsetzenden Kultur geschaffen, wird von ihr stetig und mit ihrer erfolgreichen Entfaltung oft sehr rasch erweitert. In ihm liegt aller Vorteil der Kultur, aber auch alle Entfremdung von der Natur und die Gefahr, dadurch unsicher zu werden in den Antworten, die diese gemilderte, gleichsam selbst gezähmte Umwelt trotzdem mit aller Unerbittlichkeit fordert. Sie ist damit um so tückischer, als der verhüllende Schleier der Kultur diese Forderungen auf lange Strecken der Sicht entzieht.

Man kann das Lebewesen, das sich seiner Umwelt gegenüber durch die Antworten behauptet, die es ihr in Gestalt seiner Eigenschaften auf Grund seiner Erbanlagen erteilt, einem gegen die Wogen ankämpfenden Schwimmer oder einem sich selbst steuernden Schiffe vergleichen und die Forderungen der Umwelt, auch die strenge Auslese, die sie setzt, dem Unwetter und Sturme. Die Steuerung erfolgt durch die Kassengüter erster Ordnung.

Auch die Kassengüter höherer Ordnung steuern ihre Träger in der Richtung der Kassengüter erster Ordnung weiter, die sich in den Kulturschöpfungen betätigen und verwirklichen; ja ihre Entfaltung bedeutet zunächst einen wesentlichen Vorsprung für ihre Träger.

Greifen wir als Beispiel jene Kassengüter höherer Ordnung heraus, die den Ackerbau ausmachen. Der Acker nährt den tüchtigsten Bauern am besten. Dieser bewährt und bewahrt durch seine Arbeit die bäuerlichen Tugenden, aus denen der Ackerbau erwuchs. Selbst als andere Stände hinzutreten, bleibt das Bauerntum der Nährstand, der durch lange Zeit unerschütterliche Rückhalt der Volkskraft. Soweit hält sich die Kultur in der Richtung der Kassengüter ihrer Schöpfer und schützt sie.

Aber sie tut das nur eine Strecke weit. Die ländliche Siedlung wächst, es entsteht die Stadt. Diese tritt in Gegensatz zum Lande. Der Dampfpflug des Großgrundbesitzers bedroht den Bauern. Derer, die er ernähren soll, können zu viele werden. Die

anderen Stände können ihn durch Steuern und andere Mittel ihrer Gier entwurzeln.

Oder ein anderer Fall: das Handwerk steigert sich zur Industrie, die den Handwerker vernichtet. Die ursprüngliche Richtung ist gleichsam in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Die Rassengüter höherer Ordnung wenden sich in ihren gesteigerten Formen gegen ihre Schöpfer. Solche Erscheinungen gibt es auf den verschiedensten Gebieten.

Die Maschine, erfunden, um bei der Arbeit zu helfen, benützt man, um Menschen arbeitslos zu machen.

Die Chemie liefert Giftgase und Sprengstoffe von ungeahnter Wirkung.

Die Vorbeugungsmittel drohen, die Zeugung zu unterbinden.

Sogar die Heilkunde schlägt in Schaden um, wenn sie Kranken günstigere Bedingungen sichert, sich fortzupflanzen, als das Gesunde sie hat.

Erschwerend tritt hinzu:

Erstens einfließendes Fremdgut, das zu Eigengut (Lehngut) einzuebnen die kulturegestaltende Kraft keineswegs immer reicht, und das dann zersetzend wirkt.

Zweitens das Erlahmen der kulturegestaltenden Kraft selbst, da die Zuwüchse an Kulturgut nicht mehr wuchrecht erfolgen, Stände und Schichten des Volkes durcheinander geraten, häufiger ganze Gruppen absinken als einzelne aufsteigen, eine in

ihrem Besitze entwurzelte Masse und eine in ihren Idealen entwurzelte Oberschicht den geistig-sittlichen Bestand des Ganzen gefährden. Die Häufung der Überlieferungsgüter nimmt überhand, und die Urteilsbildung, das Herausfinden des Wesentlichen, Lebenswichtigen, wird immer schwerer.

Drittens die Verzärtelung des Kulturmenschen durch seine Kultureinrichtungen, die sein Gefühlsleben bereichern, sein Wissen erweitern, sein Dasein verschönen, aber seine Entschlußkraft nur allzu leicht bis ins Mark lähmen.

Es ist, als ob die Schöpfungen der Kultur selbstständig würden, als ob die Kulturträger die Herrschaft über sie verloren hätten, auch wenn sie die Leistung selbst noch immer zu steigern und zu verfeinern vermögen, und als ob die Kultureinrichtungen sich auflehnten gegen ihre Schöpfer.

Die Kassengüter höherer Ordnung steuern die Kultur durch die Umweltwirkung, die sie entfalten, nicht mehr in der Richtung der Kassengüter erster Ordnung, sondern die Steuerung durch sie wird erst unsicher und schlägt dann ins Gegenteil, in offenkundige Fehlsteuerung, um und droht, die erschafften Erbträger selbst zu vernichten.

Der bolschewistische Wahn und unser Kulturpolitischer Wille

Erwägt man diese Gefahren, so könnte man zu dem Schlusse kommen: nur aus dem Untergange

der Hochkulturen könne wieder neue Kulturschöpfung, ein neuer Anfang sprießen, Überfremdung könne nur bewältigt, der Ballast allzu hoch gehäufter Überlieferung nur abgestoßen, die Kulturschädigende Umweltwirkung übersteigter Kulturerrungenschaften nur überwunden werden durch eine gründliche Zerstörung der bestehenden Kultur und durch einen Neuaufbau von Grund aus und mit aller jener Freiheit und Unbefangenheit, die sich ergeben müsse, wenn man durch keine einengende und belastende Vergangenheit gebunden sei.

Das wäre eine Ausrottung aller Überlieferungen, wie sie der bolschewistische Wahnwitz will. Man zündet das Haus an, um das Ungeziefer loszuwerden. Es ist nicht etwa Mangel an Wagemut, der uns solche verbrecherischen Versuche abweisen läßt. Sondern sie sind sinnlos und aussichtslos, weil das neue Anheben erkaufte wäre durch den Verlust aller Erfahrungen der Vergangenheit und durch die Ausrottung der Träger dieser Erfahrungen und Einrichtungen, die notwendig zu ihrem Kulturgute stehen und mit ihm vernichtet werden müssen, um der erträumten Erneuerung Raum zu schaffen.

Diese wäre eine Wiederholung des schon Erreichten, und auch bei ihr stünden die alten Gefahren bevor. Aber sie könnte gar nicht eintreten. Denn die Vernichtung der Kulturträger muß zum Kulturverluste führen. Sie schließt die Vernichtung gerade jenes Blutes in sich, aus dem allein wieder

Wertvolles erwachsen könnte. Der Kulturboden wäre dann ertötet, jede Hoffnung dahin.

Daher heißt es, sich feige und verbrecherisch den Aufgaben entziehen, vor die jene Gefahren aus den Rassengütern höherer Ordnung uns stellen, wenn man die Zerstörung der Kultur und ihrer Träger als verzweifelten Ausweg wählt. Aber zur Verzweiflung ist gar kein Anlaß, denn jede der genannten Gefahren läßt sich, sobald sie in ihrem Wesen erkannt sind, auch wieder eindämmen und überwinden.

Die Überwindung der Gefahren

Jede der Möglichkeiten des Abweichens der Überlieferung von der Vererbung ist nicht bloß eine Gefahr, sondern auch ein Geschenk und eine uns zu Teil gewordene Gnade, wenn wir sie nur richtig zu nützen wissen. Wir können lernen, lehren, weitergeben, wir können Erfahrungen aufspeichern, Wissen festhalten, Anwendungen daraus ziehen, wir können, wenn auch nur in sehr bescheidenen Grenzen, uns vorsehen und Welt und Schicksal gestalten; wir haben schöpferische Kräfte, Gedächtnis über unser Einzelleben hinaus in der Überlieferung und die Gabe, dies alles bewußt einzusetzen.

Also werden wir es auch tun, indem wir 1. das Eigene ausbauen, 2. das Wesentliche zur Geltung bringen, 3. uns von unserer Umwelt her richtig steuern.

1. Ausbaudes Eigenen

Jede Kultur nimmt Fremdgut von außen auf, pflegt aber auch Eigengut nach außen abzugeben. Sie bleibt nur führend, sofern sie sich dem Aufgenommenen gegenüber zu behaupten und sofern sie den Völkern ringsum Entscheidendes zu bieten vermag.

In beidem liegen Vorteile und Nachteile, und es gilt, die Vorteile zu nützen und den Nachteilen zu begegnen. Man soll lernen, wo man nur immer lernen kann, soll aber auch unterscheiden, ob es sich um wertvolle, überflüssige oder gar gefährliche Dinge handelt, und wie sie sich in der eigenen Volksart auswirken werden. Am schlimmsten ist das von Fremden Aufgezwungene; man denke an das Opium in China.

Auch mit dem Eigengute, das man abgibt, heißt es vorsichtig umgehen. Das Kostbarste sind die Menschen selbst. Die Indogermanen, die Germanen, dann die Völker Europas, dann wir Deutsche haben durch Auswanderung schwere Einbußen erlitten und von den auswärtigen, nicht planvoll geleiteten Gründungen wenig gehabt. Die Kulturen der nordischen Rasse haben sich wohl die Welt erobert, aber die nordischen Völker haben sich dabei beinahe verblutet.

Als die griechische Kultur durch den Zug Alexanders in den Orient einströmte, war der Untergang des Griechentums nicht mehr aufzuhalten. Die Germanen lernten von den Römern, sich über-

legener Bewaffnung, Kriegführung, Verwaltung gegenüber behaupten und durchsetzen und besiegten Rom. Karl, der Frankenkaiser, mußte die Ausfuhr deutscher Schwerter zu den Slawen verbieten.

Aber die Völker Europas haben alle ihre Waffen, auch ihre geistigen, ihre Wissenschaft, ihre Technik, an die anderen Völker abgegeben, teils in der Freude, ihre Lehrmeister zu sein, teils im Wett-eifern um schnöden, rasseverräterischen Gewinn und in kurzsichtigem Unterschätzen der Gefahr. Schon stehen diese Völker auf und wenden sich gegen ihre Beglückter.

Nicht willfährig sein im Übernehmen, zurückhaltend im Abgeben, bei beidem die Folgen bedenken, das wird vor Schaden schützen, wird das Ansehen heben, das Selbstgefühl festigen. Rückgängig machen läßt sich nur selten etwas. Vielmehr muß man neue Lagen schaffen, um die alten wieder abzuschaffen, wo das nötig oder wünschenswert ist. Voraussetzung ist, daß man die Kraft findet, vor allem auch die politische Kraft, das Eigene in die Mitte zu stellen und folgerichtig auszubauen, wo es eines solchen Ausbaues noch fähig ist.

Jede Kultur enthält eine ungeahnte Menge noch unausgenutzter schöpferischer Möglichkeiten. Man muß sie finden und ausnützen lernen. Dadurch drängt man das Fremde am raschesten hinaus. Nur dieses Verfahren sichert auch die nötige Überlegenheit, während alle bloße Gegnerschaft zugleich vom Gegner abhängig macht. Der Kampf

gegen das Fremdwort zum Beispiel bleibt aus-
sichtslos, wenn die Fremdwörter bloß verdeutscht
werden sollen und nicht vielmehr sprachschöpfe-
rische Kräfte frei gemacht worden sind, die zu einem
neuen, selbständigen Ausdrucke des Gedankens füh-
ren.

Man darf es sich nicht verdrießen lassen, daß
manche dieser Versuche nicht gleich verfangen; denn
es kommt auf die Samenkörner an, die aufgehen.
Es ist wie bei den Bemühungen, heimische Roh-
stoffe an Stelle auswärtiger einzubürgern. Sie
dürfen nicht Ersatzstoffe bleiben, und nicht jeder
Versuch gelingt. Ja, man kann sich sogar im Be-
darf täuschen. Manches Fremdgut gilt viel, kann
aber wie der Tabak besser überhaupt wegbleiben.

Das Ausgestalten des Eigenen wird häufig mit
einem Zurückgreifen auf Eigenes anheben. Nur
muß man sich klar sein, daß das Alte nicht wieder-
holt werden kann, sondern bloß die Anregung ge-
ben soll zum Neuen. In Dingen der Kultur gibt
es keine Wiederholungen. Alles Vergangene steht
auf früherer Stufe, alles Künftige aber seinen An-
sätzen nach noch unter den ganz anderen Bedingun-
gen der Gegenwart. Trotzdem war das Alte immer
wieder der Lehrmeister auf Neues hin. Die Bei-
spiele im großen sind die Renaissance.

Es ist nicht nötig, daß das Alte dem späteren
Geschlechte in überlegener Vollendung entgegen-
tritt, um es zu seinen neuen Schöpfungen anzu-
regen. Auch bescheidene Ansätze können, liebevoll

erfaßt, Wesentliches für die höhere Stufe beitragen. Indem Luther dem Volke nach dem Maul sah, gab er der deutschen Sprache einen entscheidenden Ruck nach vorwärts. Innerer Wert kann auch ohne äußere Pracht bestehen. Verschüttete Ansätze des germanischen Altertums, die heute mit Recht wieder zur Geltung kommen, sind zum Beispiel: der Führer und die Gefolgschaft, Mannentreue, Ehrung der Ahnen und Liebe zur Sippe, der Erbhof.

Oft genug hat das Fremde auch sehr ansehnliches Eigenes, das in anderer Richtung hätte weiterführen können, verdrängt, zum Beispiel bei uns der Endreim den Stabreim. Dieser und der germanische Versbau waren unserer Sprache, die die sinntragenden Silben betont, höchst angemessen, während der Endreim und die neue Verskunst des Südens ihr große Gewalt antun. Trotzdem gibt es auch hier kein Zurück zum Alten, wohl aber sehr wichtige Möglichkeiten für ein Neues, unserer Sprache wieder Gemäßes. Richard Wagner und andere haben den Stabreim da und dort wieder aufgegriffen, und wenn solche Versuche Raum gewinnen, lenken sie zurück zur ursprünglichen inneren Haltung, um die es allein geht; die Form ist nur dienendes Mittel.

Manches Fremdgut scheint harmlos und nebensächlich, etwa irgendein angeblich unentbehrliches Fremdwort oder eine fremde Mode. Aber auch hinter dem Nebensächlichen steht Grundsätzliches, zur

Mode gehören Lippenstift und hennagefärbte Nägel, die Zigarette, der Jazz und vieles andere, und wenn solche Dinge überhandnehmen, hat plötzlich die deutsche Frau und die deutsche Geselligkeit ein fremdartiges Gesicht.

Gewöhnlich sind dann auch ausländische Gewalten im Spiele, wie bei der Einfuhr aus Übersee der fremde Handel oder beim Weine von alters her Rom, weshalb schon der germanische Stamm der Sweben versuchte, die Einfuhr des Weins zu verbieten.

Tiefer jedoch ging es, als das römische Recht nach Germanien kam und der neue Glaube. Beide Beispiele zeigen, durch die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und die deutschen Glaubenskämpfe hindurch verfolgt, wie solches Lehngut auch höchste politische Bedeutung haben und ein Volk bis in seine Grundfesten hinein durchwachsen kann.

Dazu brauchen die Fremden gar nicht erst zahlreich ins Land zu kommen. Tun sie es aber und beanspruchen sie, wie bei uns die Juden, gar die Vorherrschaft, obgleich sie bloß zu zersetzen und nichts wirklich zu schaffen wissen, dann muß man sie mit ruhiger Bestimmtheit in die Schranken von Recht und Billigkeit zurückweisen.

2. Herausstellen des Wesentlichen

Der Ausbau des Eigenen setzt sich fort im Herausstellen des Wesentlichen. An die Stelle der Ver-

pflchtung gegenüber dem Vergangenen tritt der Glaube an die Zukunft.

Die befruchtete Keimzelle erhält nur so viel mit in ihr neues Leben, als nötig ist; nicht den Leib, den sie sich aufbauen soll, schon in Taschenformat, sondern die Hauptsache: die Grundzüge der späteren Anordnung, gleichsam ihre Melodie, dazu ein wenig Nährstoffe. Sie gleicht einem mit größter Strenge und Sparsamkeit gepackten Tornister, in dem der Marschbefehl die Hauptsache ist.

Auch der Erbe einer Kultur muß sich fragen: wie packe ich meinen Tornister? Er ist verschwindend klein, das Kulturgut überwältigend mannigfaltig. Das Wichtigste sind auch hier die Grundzüge der Ordnung selbst. Etwas geistige Wegzehrung ist ebenfalls nötig, aber nur so viel, daß die Ordnung daran ansetzen kann, die als Melodie mitgenommene und die des ganzen Lebens, das sich aus diesem Gute verfaltet, und das dann später das Nötige an geistigem Nährstoff, an Wissen, stets nach Bedarf an sich ziehen und Überernährung meiden wird.

Das gilt für jeden neu in seine Kultur hineinwachsenden Kulturträger, und es gilt für die Kultur im ganzen. Sie muß sich ihre Schlankheit wahren und Schlacken abstoßen. Nur der unerschütterliche Glaube an die Zukunft gibt die Kraft, sich von den Anhängseln der Vergangenheit, die sich im Laufe der Überlieferung angehäuft haben, zu befreien.

Häufung der Kulturgüter bedeutet, daß das Wesentliche von viel Unwesentlichem, nicht bloß von überflüssigem oder gefährlichem Fremdgut, sondern auch von vielen Resten und Nebenergebnissen eigener Kulturarbeit verschüttet wurde. Die nicht wuchsrecht erfolgten Sinzuerwerbungen sind also auszuondern, der Blick auf das wuchsrecht Zusammengehörige ist freizulegen. Nur das letztere ist wesentlich, und dadurch, daß man es herausstellt, wird es unterscheidbar vom Unwesentlichen. Diese Arbeit besteht zugleich in einem fortschreitenden Gebrauche und einer zunehmenden Stärkung der Urteilskraft.

Wichtiger als die Überlieferung durch Lehre und Schrift ist die Überlieferung durch die bestehenden Einrichtungen des Volksganzen. Diese sind das Unmittelbare, das andere ist bloß abgeleitet. Doch darf man es nicht unterschätzen. Wissenschaft, Kunst, Dichtung, Schrifttum geben der Kultur immer wieder von dem schon Geleisteten her im Guten und im Bösen ihre Richtung.

Die Einrichtungen müssen nach ihrer Bedeutung für das Ganze hervortreten: die Verfassung, die Stände und die Schichten des Volkes, die mannigfach aufspaltenden Berufe und ihre Pflichten. Fächerung in den Berufen ist notwendig, aber sie soll nicht um der Fachleute willen erfolgen, sondern das Ganze gegliederter, geordneter, beherrschbarer machen. Das Ganze muß auch volkstümlich-anschaulich in der sinnvollen Abstufung seiner Teile sicht-

bar werden bei Festen, Aufzügen und ähnlichen Gelegenheiten.

Der Gliederung vom Ganzen her nach unten müssen die Fächer und Berufe durch ihr Hinstreben nach oben, nach dem Ganzen zu, entgegenkommen. In jedem Fache, in jedem Berufe, in jedem Sondergebiete des Wissens und Tuns leuchtet, wenn es von seinem Grunde aus gepflegt wird, das Ganze auf und legt sich darin dar. Es wird so von innen heraus besser beherrscht als von außen durch Einprägen einer bald wieder dem Gedächtnisse entschwindenden Wissensmenge. Eine „allgemeine (bloß enzyklopädische) Bildung“, die alles berücksichtigen will, aber nichts gründlich anpackt und die Menschen entwurzelt, stiftet wenig Nutzen.

Vielwisserei lehrt nicht, Verstand haben — sagte schon der tiefgründige Denker Herafleitos von Ephesos. Freilich sagte er auch: Gar vieler Dinge kundig müssen weisheitliebende Männer sein. Beide Aussprüche gegeneinander abwägen, führt auf das Wesen wahrer Bildung.

Die Schulen müssen sich danach richten, der Lehrstoff ist auf das Wesentliche zu beschränken und der Unterricht so zu verbessern, daß er die Urteilskraft, den Sinn für das Ganze stärkt. Fachliche Sonderausbildung gehört von der Schule weg hinaus in die Berufe.

Echtes Menschentum verwurzelt sich an der ihm durch Volkstum, Heimat und Begabung zukommenden Stelle in der Wirklichkeit und zieht daraus

seine beste Kraft und wächst von hier aus innerer Reife mit geklärtem Willen auch am sichersten ins Allgemeine hinein, soweit ihm das gegeben ist. So kann der eigenwüchsige Mensch sich seine Frische bewahren und alles, was vor ihm erreicht wurde, wird ihm, wo er es braucht, zugänglich sein und ihn fördern, statt ihn zu hemmen. Dabei wird er sich leiten lassen von dem Vorbilde der großen Kulturleistungen der Vergangenheit, die aus verwandtem Blute hervorgegangen sind, und von dem Idealbilde einer geklärten und gefestigten Kultur deutscher Zukunft.

3. Umweltgestaltung zur Sicherung der Kulturtragenden Rasse

Es gilt, das Steuer umzulegen und festen Kurs zu halten aus einer wohlverstandenen Vergangenheit durch eine beherrschte Gegenwart in die Zukunft der fernsten Geschlechter.

Wir brauchen uns nicht von der Umweltwirkung unserer Kulturgüter treiben zu lassen, sondern wir können sie bewußt als Umwelt einsetzen, um uns wieder in der Richtung auf unsere Kulturtragenden Rassengüter hinzusteuern.

Die Rassengüter höherer Ordnung sind, auf diese Weise ausgenutzt, ein wichtiges Mittel, auch die Rassengüter erster Ordnung wieder in Ordnung zu bringen, ja sie sind, wenn man es genau betrachtet, das einzige Mittel, das uns zu diesem Zwecke zu Gebote steht; aber glücklicherweise reicht dieses

Mittel, dank dem Fortschritte unserer Erkenntnis, bereits hin.

Zu den Rassengütern höherer Ordnung gehören nämlich auch alle Erkenntnisse über die Gesetze der Vererbung und über die Verteilung der Erbeschaften in der Bevölkerung. Diese Erkenntnisse anwenden, z. B. auf dem Wege bevölkerungspolitischer Gesetzgebung, bedeutet, ihnen Umweltwirkung geben und dadurch die Verbesserung des Bestandes an Rassengütern erster Ordnung herbeiführen. Rassengüter höherer Ordnung, diesmal die Ergebnisse der Vererbungslehre und Bevölkerungsfunde, werden eingesetzt, um die Rassengüter erster Ordnung zu steuern.

Eine ähnliche Umweltwirkung wie die Ergebnisse der Wissenschaft und ihre technischen Nutzanwendungen haben die Schöpfungen der Kunst. Das Idealbild des Menschen, das sie uns vor Augen stellen, greift, Beweggründe zu Handlungen setzend, in das Fühlen und Trachten der Menschen ein. Verliert sich die Kunst an falsche Ideale, hat sie überhaupt keine mehr, dann wirkt sie zersetzend; gelingt es aber, ihr den Auftrieb zu neuen lebensfördernden Idealen zu geben, dann wirkt sie für diese, und wieder dienen Rassengüter höherer und höchster Ordnung, die Kunstwerke, die sie schafft, dem Zwecke, auf das Gesunden der Rassengüter erster Ordnung hinzusteuern.

Besonders wirksam endlich kann die Wirtschaft eingesetzt werden. Wirtschaftet sie mit Einfuhr

entbehrlicher Waren, dann macht sie uns unselbstständig und verbraucht unsere Kraft zugunsten der anderen; sucht sie hingegen auszukommen mit dem, was wir haben, und falsche Bedürfnisse abzustellen, dann führt sie uns wieder zu uns selbst.

Richtet sie sich nach dem raffenden Geiste, dann zerstört sie das Leben vieler und gerade der besten Erbgüter und Kulturträger. Wirkt sie hingegen aus dem schaffenden Geiste, dann baut sie auf, und das verwickelte System von Rassengütern höherer Ordnung, das jede Wirtschaft darstellt, wirkt ebenfalls als Steuerung zunutzen der Rassengüter erster Ordnung.

Gestalten wir unsere gesamte Kultur so aus, daß fremdes zurückgedrängt, Eigenes Richtschnur wird, dann erhält das Schlagwort: „Freie Bahn dem Tüchtigen“ erst seinen rechten Sinn; denn nur der wird jetzt als tüchtig gelten, dessen Beschaffenheit in der Richtung liegt, die wir wünschen müssen, damit das Volksganze vereinheitlicht und gehoben wird. Und dasselbe gilt für den Begriff Leistung. Denn auch da meinen wir nicht eine Leistung schlechthin, etwa irgendeinen Rekord ohne inneren Gehalt, sondern lediglich solche Leistungen, die auf das Gesamtziel hinwirken.

Die Rassengüter höchster Ordnung

Je mehr es gelingt, die Rassengüter höherer Ordnung, die im Kulturgange eroberten Einsichten,

für die Steuerung der Kassengüter erster Ordnung nutzbar zu machen, desto entschiedener wird die Unsicherheit überwunden, die sich aus dem Abweichen der Überlieferung von der Vererbung ergeben konnte.

Die Sicherheit, die sich nun wieder einstellt, beruht auf dem Wahrheitsgehalte der eingesetzten Einsichten und Erkenntnisse. Damit diese aber gewonnen wurden und soweit gediehen, bedurfte es einer durch viele Geschlechter fortgesetzten geistigen Arbeit, bei der jedes neue Ergebnis auf den früheren beruht. Daher wird es angebracht sein, diese hoch emporgesteigerten, bereits tief in den Bereich der Wahrheit hineinreichenden Einsichten und Erkenntnisse als Kassengüter höchster Ordnung zu bezeichnen.

Sie umfassen vor allem die Lösungen gesellschaftlicher Fragen nach Grundsätzen der Sittlichkeit, dann die Schöpfungen der Kunst, der darstellenden und der Dichtung, endlich die wissenschaftliche Erkenntnis. Der große Politiker hat an allen diesen drei Gruppen der Kassengüter höchster Ordnung so starken Anteil, daß er dadurch die Lösung seiner Aufgaben findet.

Im Grunde setzt schon jede, auch die einfachste Kulturleistung, irgendwelche Einsichten und Kenntnisse voraus, aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob man dabei noch aufs Ausproben angewiesen oder schon darüber hinaus ist.

Auf der Stufe des Ausprobens entscheiden Erfolg

oder Mißerfolg über richtig und falsch nachher, die Gegenstände, um deren Bestand es geht, erteilen selbst die Antwort. Sie ist nicht immer hinreichend sicher, und man muß mühsam zwischen scheinbarem und wirklichem Erfolg unterscheiden lernen.

Unsere Einsicht kann aber auch bereits so weit gediehen sein, daß wir nicht erst am Schlusse nach dem Ausschlage des Erfolges zu urteilen brauchen, sondern den Erfolg selbst schon voraussagen können, weil wir die Bedingungen beherrschen, unter denen er eintritt. Vorher erteilte der Gegenstand die Antwort, und hätten wir ihn genau gekannt, dann hätten wir ihn gar nicht mehr zu fragen brauchen. Jetzt, auf dieser höheren Stufe, erteilen wir sie selbst, und zwar dadurch, daß wir in strenger Fühlung mit dem Gegenstande vorausdenken. In der strengen Fühlung und Übereinstimmung des Denkens mit dem Gegenstande besteht die Wahrheit.

Die Wahrheit leitet ihre Geltung nicht vom Erfolge her, und auch die Nutzenwendungen, die sie gestattet, können bloß ihren Wert für bestimmte Zwecke verdeutlichen, aber nicht die Wahrheit als Wahrheit erweisen. Es gibt auch Wahrheiten ohne ersichtlichen Nutzen, ja Wahrheiten können sogar gelegentlich für Menschen, die ihnen nicht gewachsen sind, geradezu schädlich sein und Lügen streckenweise scheinbar nützlich. Auch ändern sich Nutzen und Schaden oft von heute auf morgen, je nach den Verhältnissen, und haben Grade. Die Wahrheit jedoch besteht, obgleich neue Wahrheiten über die

alten hinausführen und sie in neues Licht rücken können, trotzdem unverändert und gilt ohne Abstufungen.

Das Verhältnis zur Wahrheitsfindung ist bei Völkern und Kulturen sehr verschieden. Manche haben darin kaum einige Schritte getan, andere Entscheidendes zutage gefördert, teils in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen, teils in ihrer Kunst, die wenigsten in der Wissenschaft, die fast ausschließlich den Völkern der nordischen Rasse vorbehalten war.

Aber erst einmal gefunden, ergreift und verpflichtet das Gute, Schöne, Wahre nicht lediglich Menschen der Rasse, die es gefunden haben, sondern auch noch andere weit darüber hinaus, wenngleich finden und Mitgehen im Verstehen ihre rassistisch bedingten Grenzen haben.

Die Kraft der nordischen Rasse, sich in die höchsten Leistungen auch fremder und selbst fremdrassistisch bestimmter Kulturen hineinzufühlen und hineinzudenken, steht einzig da; die anderen Rassen folgen ihr darin in sehr verschiedenen Abständen. Mit der Kraft, das Fremde in seinen letzten Werten zu würdigen, ist bei ihr die Kraft verbunden, Eigenes im Rechte, in der Kunst, in der Wissenschaft führend zu leisten und sich daran hinzugeben, und zwar in einem Ausmaße, hinter dem die anderen Rassen weit zurückgeblieben sind.

Die Richtung, in der Rassengüter solch höchster, unbedingter Geltung gesucht werden mußten, ist

allerdings Sache der besonderen, rassebedingten Begabung, die auch bei den einander rassistisch so nahestehenden Völkern Europas oft eine recht verschiedene sein kann. So sehen wir, wie ein Newton und ein Leibniz unabhängig voneinander im Dienste ähnlicher Forschungsaufgaben die synthetische Betrachtungsweise in der Mathematik zur Infinitesimalrechnung steigern, während zwei Franzosen, wie Descartes mit seiner analytischen Geometrie und Galois mit seiner Gruppentheorie und ihrer Anwendung auf den Fundamentalsatz der Algebra im Sinne analytischen Denkens vorstoßen.

Also selbst in der Mathematik sprechen sich deutliche Völkerbegabungen aus, nicht bloß persönliche. Dennoch gelten Infinitesimalrechnung und analytische Geometrie ganz unabhängig von den Wesen, die etwa fähig sind, sie zu begreifen, und dasselbe wie für die Mathematik trifft für die Naturwissenschaften und ihre technischen Anwendungen zu, bei denen es sich um die Fähigkeit handelt, die Wirklichkeit zu erfassen und zu beherrschen.

Auch die Geisteswissenschaften eröffnen den Ausblick auf Tatsachen, Wesensergründung und Nutzanwendungen. Hier weist zum Beispiel die Anwendung des Begriffs Rasse nach der Seite der analytischen, die der Begriffe Volkstum und Kultur nach der Seite der synthetischen Begabung, und es ist wieder zu beachten, daß ein Franzose, Gobineau, der bahnbrechende Rassetheoretiker war, wenn ihm auch ein Deutscher wie Arndt darin schon in wesent-

lichen Erkenntnissen vorausgegangen war und ein anderer wie Woltmann darin führend folgte.

Immer wieder ist es die nordische Rasse, die die Wissenschaften, Erkenntnisse, Anwendungen geschaffen hat, und die Vorarbeit und Leistung anderer Rassen in derselben wie in jeder anderen Richtung waren gering, gemessen an der Leistung der nordischen Rasse. Nur ihr und den in ihr gebundenen Rassengütern erster Ordnung ist es gegeben, mit dieser Tatkraft und Selbstverständlichkeit Rassengüter höherer und höchster Ordnung zu schaffen, die zuletzt auch hineinreichen in das Gebiet des Wahren und dadurch alles Bedingte, das ihnen sonst notwendig anhaftet, so weit abstreifen, daß sie unbedingte Geltung erlangen, wenn sie auch freilich abhängig bleiben von ihren Trägern und verdorren, sobald diese eingehen.

Freiheit und Kulturtechnik

Die Erbanlagen sind Schicksal. Ihre Anwendung und Ausgestaltung erhebt sich jedoch über das Schicksal und ragt hinein in das Reich der Freiheit. Die Erträge endlich, die die Rassengüter erster Ordnung in den Rassengütern höherer und höchster Ordnung bringen, machen uns wirklich frei, wenn wir sie richtig anwenden und dafür sorgen, daß sie nach dem Gesetze weiterwirken, aus dem heraus sie gezeugt sind, nach dem Gesetze des Gei-

stes unseres eigenen Volkstums und der es bestimmenden, kulturtragenden Rasse.

Denn die Freiheit, die wir erstreben, besteht nicht darin, uns von unserem eignen Wesen loszusagen, sondern darin, es zu erfüllen. Wir wollen endlich die sein und werden dürfen, die wir eigentlich schon immer waren, und wir wollen die Freiheit, darauf hin zu handeln.

Die Einsichten, nach denen die Gefahren der Hochkultur gebannt und die Kräfte, die sich in falscher Richtung auswirken, in die richtige umgelegt werden können, fordern, daß wir eine bewußte Kulturtechnik ausbilden.

Kultur ist nicht etwas, das wir treiben lassen und hinnehmen müssen, wie es gerade kommt, sondern es ist unsere Pflicht, es in Pflege zu nehmen nach bestem Wissen und Gewissen und mit weltgeschichtlicher Verantwortung.

Ist es auch richtig, daß die großen Kulturleistungen immer von begnadeten einzelnen ausgehen, die sich nicht willkürlich herbeizwingen lassen, so ist es doch ebenso richtig, daß sehr viel geschehen kann, um dem Auftreten und der Auswirkung solcher Begabungen die Wege zu bereiten.

Eine beträchtliche Anzahl unserer größten Geister waren nicht erste oder zweite, sondern spätere Kinder ihrer Eltern. Wird das Einkindersystem allgemeiner Brauch, dann gehen die Begabungen, die in später geborenen Kindern liegen können, der Nation verloren. Förderung der Kinderreichen, erb-

gesunden Familien bedeutet also auch Hebung der Wahrscheinlichkeit des Auftretens großer Begabungen.

Von der Kraft einer Begabung, sich unter widrigen Umständen durchzusetzen, darf man sich nicht übertriebene Vorstellungen machen. Wächst auch an den Widerständen die Persönlichkeit, so braucht sie doch ebenso die ihr günstigen Vorbedingungen; die Zeit wird nie gleich für sie reif sein, aber sie muß ihnen doch schon entgegenreifen. Denn wo nichts reift, kann auch der beste Landmann nicht ernten.

Viele und gerade die bedeutendsten Männer waren die Erfüllung lang gehegter Sehnsüchte. So liegt offenbar außerordentlich viel daran, daß wir die richtigen Sehnsüchte wecken, damit Männer heranwachsen, die sie erfüllen können.

Wohl sind die Naturgesetze notwendig und allgemeingültig, und auch wir stehen unter ihnen. Aber alle Technik zeigt, daß wir diese Gesetze nach unserem Bedarf und Willen anwenden können. In dieser Anwendung sind wir frei. Die angeblichen Gesetze des Verfalls gelten nur, solange wir sie über uns ergehen lassen.

Weltgeschichtliche und geistesgeschichtliche Schau

Schau und Gesinnungshaltung

Alle Kulturtechnik ist zugleich Kulturpolitik, und Kulturpolitik die höchste, wenn nicht im Grunde die einzig mögliche Art der Politik überhaupt. Denn Politik ist zielstrebiges Handeln im Dienste einer Idee. Sie begnügt sich nicht mit der Welt, wie sie ist, sondern sie will sie besser machen.

Daß allerhand unverbesserliche, naseweise Weltverbesserer den ernstesten und geklärtesten Willen, es besser zu machen, in Verruf gebracht haben, darf uns nicht beirren. „Macht nichts, besser machen!“ sagt Tölpelhans im Märchen, wenn er seinen Schaden nachher besieht, und macht es doch das nächste Mal noch schlechter — weil er eben Tölpelhans ist. Uns hingegen leitet die Idee, die Schau des Wirklichen und seiner Gesetze und unsere daraus empfangene Pflicht. In der Edda heißt es in dem großen Gedichte „Der Seherin Schau“ (Völuspá): Böses wird besser, Balder kehrt heim. Wir glauben nicht an Balder, aber wir verstehen den tiefen Sinn dieser Worte: Wie soll Balder, das Sinnbild von Recht und Frieden, heimkehren, wenn wir

das Böse aus Scheu vor dem Bessern weiterwuchern lassen? Und wie soll er heimkehren, d. h. Recht und Friede bei uns einkehren, wenn wir ihnen nicht durch unsere Arbeit die Stätte bereiten?

Politik in diesem Sinne darf sich nicht auf die Welt beschränken, sondern sie muß auch beim Menschen anpacken, und sie darf sich nicht mit dem Menschen begnügen, sondern sie muß auch für den Erbgang sorgen. Sie muß dazu die Erbeigenschaften werten, und das kann sie nur von Rasse und Volk her. Nicht der Mensch als Allgemeinbegriff kann sie leiten, sondern nur der nach Ausweis seiner weltgeschichtlichen Leistung zu Rassengütern höchster Ordnung führend befähigte, der nordische Mensch, und auch da nicht einer, der in den Wolken schwebt, sondern nur der in seinem Volke verwurzelte Deutsche.

Wer einen Zustand als möglich und den Weg, ihn zu erreichen, deutlich und zwingend erschaut hat, wird alles daransetzen, von dieser Schau, von dieser Idee so viel zu verwirklichen, wie er kann. Das ist unser Bessern. Denn nach Kampf und Arbeit wollen wir den wahren Frieden.

Also muß die ideale Einstellung auf die Zukunft, auch auf unsere innere Zukunft, im Erfassen der Wirklichkeit wurzeln, wie sie jetzt vorliegt.

Aber jede Gegenwart ist geworden und wird erst als gewordene verständlich.

Die Geschichte setzt die kurzen Erfahrungen des eben lebenden Geschlechtes in ungeahnte Fernen

hinauf fort, wo vieles, das jetzt sehr mannigfaltig und verwickelt ist, noch einfach daliegt, und wo Verhältnisse und Vorgänge, die den jetzigen ähnlich scheinen, wenn man tiefer darüber nachdenkt, uns aufklären, warnen, belehren und unser Verstehen schulen, unseren Willen festigen. Geschichte zeigt, wie das, was da ist, geworden ist — wie es leicht auch ganz anders hätte werden können — welchen Wert es hat — und wie man es auch wieder besser machen kann. Vieles lehrt das eigene Leben, unvergleichlich mehr die Geschichte des ganzen Volkes, aber nur die Weltgeschichte kann uns weltgeschichtliche Aufgaben weisen.

Daher gehören die Schau der Vergangenheit, der Welt, aus der wir kommen, die Schau der Gegenwart, der Welt, in der wir leben, und die Schau der Zukunft, der Welt, in die wir wollen, unsere Idee, untrennbar zusammen. Diese dritte, oder richtiger erste Schau weckt die Begeisterung, die zweite ernüchtert, die geschichtliche klärt, und erst alle drei zusammen geben das Ganze und sichern jene *Gesinnungshaltung*, aus der heraus der Politiker oder Kulturtechniker seine Maßnahmen den stets wechselnden Lagen immer wieder anpassen und die verfügbaren Kenntnisse zielstrebig anzuwenden vermag.

Dabei ist es müßig, zu erörtern, was zuerst da sein muß, jene dreifache Schau oder die zugehörige *Gesinnungshaltung*; denn eins hängt am andern.

Die Schau bleibt nutzlos, wenn ihr die rechte

Gesinnung nicht entgegenkommt oder sich aus ihr erwecken läßt, und die Gesinnung bleibt erfolglos, wenn ihr der Überblick fehlt, wo sie sich einsetzen soll.

Die Gesinnungshaltung kann der Anstoß sein, sich die Schau zu erobern, und sie war es bei den Bahnbrechern des völkischen Gedankens, die den Weg der nordischen Rasse von ihren Ursprüngen an und bis zu uns verfolgten und daraus doch nur das begründeten, was ihr Herz schon vorher empföhlt hatte.

Umgekehrt kann aber diese Schau doch auch wieder die Haltung wecken, wo sie etwa noch schlummert, und sie ist in der Vollständigkeit und dem Reichtume, in dem sie heute bereits herausgestellt werden kann, zugleich der stärkste Antrieb, sie zu nützen und ihr Folge zu geben.

Endlich bedürfen Schau und Gesinnung des Rückhaltes in den Kenntnissen, die bereitzustellen und richtig anzuwenden sind, um den Weg zur Verwirklichung zu finden. Ohne das wäre der ganze große Einsatz jämmerlich vertan.

Heimat und Minne

Der Umkreis, in dem der einzelne verwurzelt ist, und aus dem er in das Ganze des deutschen Volkstums hineinwächst, ist seine *Heimat*. Sie ist landschaftlich, mundartlich, durch Stammeszugehörigkeit umgrenzt.

Im weiteren Sinne ist dann die deutsche Heimat das Land, in dem die deutschen Stämme siedeln, von dem sie arbeitend Besitz ergriffen und das sie nach ihrem Willen zu dem gemacht haben, was es ist.

Einst war es bloße Umwelt; aber sie haben Wälder gerodet, Sümpfe trockengelegt, Felder, Gärten, Siedlungen, Städte errichtet, Verkehrswege hergestellt. So haben sie dem Lande den Stempel ihres Wesens aufgedrückt, soweit es das bisher zuließ, und mit den Mitteln, die es ihrer Begabung zur Verfügung stellte. Aus der Umwelt ist Heimat geworden und wird es immer noch mehr.

Die seelischen Beziehungen der Bewohner zu ihrem Lande werden um so inniger, je weiter dies äußere und innere Umgestalten und Ausgestalten zur Heimat fortschreitet. Jeder fühlt aus seiner Umgebung die ihm entgegenkommende Arbeit, Schweiß und Blut seiner Vorfahren, heraus, und da die Leistungen des Menschen auf seiner Überlieferung fußen, ist auch die gemeinsam durchlebte Geschichte, die gleichsinnige Anforderungen an alle gestellt und in allen ein übereinstimmendes Bewähren und Bewerten gezeitigt hat, etwas Ausgleichendes, Verbindendes.

Erst auf dem Boden der Heimat und vor dem Anspruche der Geschichte festigt sich das Volk aus seinen Landschaften und Stämmen zu jener tiefen inneren Einheit, die man Volkstum nennt, und die immer zur Voraussetzung hat, daß eine Rasse

führend vorherrscht und allen eine gemeinsame, von den Gemeinsamkeiten des Landes und der Geschichte verstärkte und bestätigte Grundrichtung gibt.

Die Mehrstimmigkeit der im deutschen Volke vertretenen, einander nahestehenden, blutsverbundenen und schicksalsverbundenen Rassen, die Vieltimmigkeit der deutschen Stämme, die Mannigfaltigkeit der Landschaften und engeren Heimaten, gibt erst dem deutschen Wesen seine volle Kraft und Größe.

Die letzten Einheiten, auf denen sie ruht, sind, vom Volke her gesehen, die Familie, von der deutschen Heimat her gesehen, das Heim. Seine scheinbare Enge und Begrenztheit sprengt sogleich der Wille zum Ganzen; und die Kraft politischer Willensbildung, die heute im Zeichen des uraltheiligen Hakenkreuzes über Deutschland einend hinwegbraust, schafft auch neue Formen des Einsatzes der engeren Heimat, der Stämme, der Länder, für den großen Gedanken von Blut und Boden, Rasse und Volk. Der Arbeitsdienst auf dem Parteitag in Nürnberg, die Bauern auf dem Bückeberg sind die letzten Wahrzeichen dafür. Jeder dieser Tausende und Hunderttausende steht für Heim und Heimat wie die Wehrmacht für das ganze Volk.

Aber woher stammt diese Kraft, und wo will sie hin? Der Sinn des Wortes Heim kann uns darauf führen. Heim ist die Siedlung, das Gehöft und seine Umhegung im Gegensatze zu allem Unheim-

lichen, das dagegen andringt, und das Wort Heim selbst ist stammverwandt mit dem griechischen Worte für die Schlafstätte (κοίμη). Das Heim ist die Stätte, wo man sein Haupt zur Ruhe legt und seine Kinder zeugt, und wo schon viele Geschlechter vor uns desgleichen getan haben. Die Wiegen der Kinder und die Gräber der Toten, beide gehören zu Heim und Heimat.

Es ist viel bei uns von Heimat gesprochen und geschrieben worden. Wir haben Heimatkunde, Heimatgeschichte. Volkskunde und Vorgeschichte stellt man in den Dienst des Heimatgedankens. Dieser ist aber nun wesentlicher Vertiefung fähig.

Wir bauen Heimstätten für den deutschen Menschen, die deutsche Familie. Ohne das fehlte zum Gedanken von Volk und Rasse die erfüllende Tat. Sie setzt durch die Siedlung vor allem auf dem Lande ein, wo noch Raum ist, und sucht auch Zwischenlösungen in der Stadt. Die erbgesunde Familie muß ihr Heim mit deutschem Kulturgehalt erfüllen. Bodenständigkeit und Heimatgefühl können nur auf solchem Grunde wachsen.

Über der örtlichen Heimat steht dann die deutsche, sie erhält ihren blutgebundenen, aus der Arbeit der Geschlechter bestimmten Sinn durch die deutsche Geschichte. Diese, die Abfolge der Geschlechter, die Gräber der Vorzeit, führen zurück auf die germanische Besiedlung, diese wieder auf die indogermanische und auf die großen Kulturschöpfungen der

indogermanischen Völker auch noch weit außerhalb des europäischen Raumes.

Auch Vorgesichte läßt sich nirgends auf die engere Heimat beschränken. Die vorgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Erkenntnisse sprengen mit unwiderstehlicher Kraft den Rahmen einer bloß deutschen oder selbst bloß norddeutschen Heimatgeschichte und fordern gebieterisch das Eingehen auf den Gesamtvorgang und damit auf das alte norddeutsch-skandinavische Kerngebiet der Germanen und der nordischen Rasse, wie sie heute in uns lebt.

Der kürzeste Weg zu uns selbst führt durch die ganze Welt. Die gründlichste Heimkehr erfolgt nach langer Wanderschaft. Weltweite des Wissens und Tiefe des Gemütes, Wirksamkeit nach außen und Einkehr bei sich, Tat und Besinnung fordern und fördern einander.

Heimat wird, was sie ist, durchs Blut. Als in ihr bloß erst die Ichthyosaurier und Dinosaurier lebten, war sie noch nicht unsere Heimat, ja noch nicht einmal unsere Umwelt. Die Reste solcher Wesen, das Urgestein auf ihrem Grunde, sind wichtig als örtliche Begebenheiten, die der Unterricht zweckmäßig benützt, um sie zum Weltbilde zu weiten. Der Begriff Heimat aber umfaßt mehr, anderes, Wichtigeres.

Heimat führt weit hinaus ins Geistige. Wir gedenken der Heimat, aus der wir kom-

men, und der andern, in die wir gehen, die wir uns durch Arbeit auf eigener Scholle erringen wollen.

So bedeutet das Wort Heimat für uns Vertreter dieses neuen Wollens eine der Grundlagen unserer kulturpolitischen Gesinnung. Und auch für diese Gesinnung selbst bietet sich ein altes Wort: *Minne*.

Seine Grundbedeutung, die bis zur indogermanischen Wurzel zurückreicht, ist tiefinnerliches Sichbesinnen. Es ist ein freundliches, den zeitlichen und räumlichen Abstand überwindendes Besinnen gemeint.

Die Denkmäler der Vorzeit sind Merksteine dieser Ahnenliebe. Sie halten das Gedenken an die Taten der Urväter und Helden wach und wecken das Gefühl der Verpflichtung an die Zukunft. Da sich die ältesten Geschlechter von den Göttern herleiteten, trank man den Minnebecher zur Festzeit zu ihrem Gedenken. Aus der freundlichen Gesinnung, die in dem Worte *Minne* liegt, ergab sich auch die Bedeutung: freundliche Vereinbarung, gütliche Beilegung von Streit.

Diese Bedeutungen sind fern jeder Erotik, die Beziehung auf das Geschlechtliche erhielt das Wort *Minne* erst spät und im nordischen Raume kennzeichnenderweise überhaupt nicht. Aber die Beziehung auf die Abfolge der Geschlechter, der Gemeinsamkeit der Seele und des Blutes, herrscht deutlich.

Die weltgeschichtliche und geistesgeschichtliche Schau im Zeichen des rassischen und völkischen Ge-

danke und die Folgerungen aus ihr stehen daher für uns im Zeichen des vertieften Heimatgedankens und der Minne.

Die nordische Rasse im Kampfe um den Sinn der Welt

Was weckt nun diese Minne in uns? Zuerst lenkt sie unseren Blick in die eigene Geschichte, dann in unsere Vorzeit, dann in die Geschichte unserer Rasse. Nicht nur das deutsche Mittelalter, auch das germanische Altertum, auch die anderen indogermanischen nordrassischen Völker treten vor uns hin, und auch ihr Ringen um die Führung im Kulturgehalten der Menschheit ist uns zutiefst verwandt.

So erweitert sich unser liebendes, blutverbundenes, freundliches Gedenken, unsere Minne, zur weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau. Ihr Gegenstand ist: die nordische Rasse im Kampfe um den Sinn der Welt.

Dieser Kampf spielt sich heute ab und war gestern und entbrannte schon in der Vorzeit. Man könnte also versuchen, von dem, was uns am nächsten liegt, auszugehen und es Schritt für Schritt bis zu seinen Ursprüngen in der fernsten Vergangenheit zurückzuverfolgen, um den lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart nur ja nicht zu verlieren.

In Wahrheit hieße dies, ihn nie wirklich finden. Durchführen läßt es sich nämlich immer nur an

Einzelheiten; mit der Entfernung von uns schrumpfen sie; denn in den älteren Zeiten wird die Kunde immer spärlicher, bis sie zuletzt versiegt. So liefen wir Gefahr, den Reichtum, den wir schauen und in uns aufleuchten lassen wollen, unter den Händen schier zu verlieren, wie auch die Flüsse nach den Quellen zu immer unscheinbarer werden und im Gestein verschwinden. Man sieht den Baum keineswegs besser, wenn man von einem seiner Äste aus den Stamm entlang zur Wurzel hinunterschielt. Sondern man braucht gehörigen Abstand, um zu einem Gesamtbilde zu kommen, auch vom Laufe der Flüsse und den großen Seen und zuletzt den Meeren und ihrem Aufdünsten zur Sonne.

Allzuviel Einzelheiten sind jedes große Räume und Zeiten umfassenden Bildes grimmigster Feind. Vielmehr ist alles aufs äußerste zu verkürzen, damit der Überblick erst einmal als solcher aufnehmbar, faßbar, behaltbar wird, und damit von ihm die Kraft einer wahrhaften Schau ausgehen kann.

Daß es unsere Rasse, ja auch unsere Seele ist, um die es hier geht, und zwar damals und heute noch, muß sich aus dem Gesamtgehalt ergeben und nicht aus künstlich hergestellten oder festgehaltenen Beziehungen zu unserer Gegenwart.

Wie die Erdkugel fünf Weltteile, so hat unsere weltgeschichtliche und geistesgeschichtliche Schau die indogermanischen Völkerpersönlichkeiten zu zeigen mit ihren fünf Hochkulturen in Indien, Iran, Hellas, Italien und der auf germanischer Grund-

lage ruhenden Deutschen. Erst die Zusammenschau dieser verschiedenen Völkerpersönlichkeiten und ihrer Kulturschöpfungen ergibt das vertiefte Gesamtbild der nordischen Rasse, ihrer inneren Mannigfaltigkeit und ihrer Möglichkeiten.

Güten muß man sich, solche Persönlichkeiten, seien es einzelne schicksalshafte, schöpferische Menschen, seien es ganze Völker, auf eine einfache Formel bringen zu wollen; denn hinter jeder steht die Fülle des ganzen Lebens, und hinter den Völkerpersönlichkeiten erst recht.

Wer Goethe, Beethoven oder Rembrandt ist, kann man mit Worten kaum von der ferne her andeuten, man muß ihre Werke in sich aufnehmen, und nichts wirkt so erziehend wie diese Art Umgang mit führenden Menschen.

Dasselbe gilt von den großen, in ihren Kulturschöpfungen klar ausgeprägten Völkern. Was wir hier von ihnen andeuten, kann die unmittelbare Berührung mit ihnen nicht ersetzen, es kann bloß auf sie hinführen.

Auch ist jede Persönlichkeit ein Mittelpunkt der Sinngebung für alle rings um sie. Sie gibt dem Leben Sinn, und sie kämpft für ihn. Darum ist die Entfaltung der fünf großen indogermanischen Völkerpersönlichkeiten in ihren Hochkulturen zugleich der Kampf um den Sinn der Welt.

Wir stehen mitten in diesem Kampfe und sehen ihn zugleich doch auch von hoher Wacht als einen Schicksalsvorgang, aus dem wir, gerade weil wir

in ihn hineingehören, unsere unverbrüchliche Freiheit begründen.

Die Indogermanen

Die Verteilung der großen Rassen gegen das Ende der Steinzeit zu entsprach bereits trotz zahlreicher nachträglicher Verlagerungen und Verwischungen im wesentlichen dem Bilde, das heute noch die rassistischen Einschläge in der Bevölkerung Europas, an den Küsten des Mittelmeeres und in Vorderasien zeigen.

Im Norden Europas, im südlichen Skandinavien und in Norddeutschland, haben wir das Kerngebiet der nordischen und der ihr nahe verwandten fälischen Rasse vor uns. Von Osten her ragt die ostische Rasse als Keil tief nach Europa herein. Von den Pyrenäen durch die Alpen und den Balkan erstreckt sich die dinarische Rasse und durch Kleinasien, den Kaukasus und den Zagros die ihr wohl ursprünglich nahe verwandte vorderasiatische Rasse. Hinter diesem Walle, der in früherer Zeit der großen Gebirgskette vorgelagert war und dann in sie durch den Druck vom Norden abgedrängt wurde, liegen im Westen um das Mittelmeer die Völker vorwiegend mittelländischer, im Orient die ihnen nahe verwandten Völker orientalischer (semitischer) Rasse.

Die bäuerlichen Kulturen Europas, in die die Jungsteinzeit in Europa ausläuft, sind bereits an

dem Spannungsverhältnisse der nordischen (und fälischen), der ostischen, dinarischen und mittelländischen Rasse beteiligt. Die alten Hochkulturen aber liegen nach dem Orient zu. Im Zweistromlande, am Nil, am Indus, wurde bereits in frühgeschichtlicher Zeit, und das heißt hier 3. T. noch vor dem 4. Jahrtausend v. d. Ztr., die bäuerliche Siedlung im Umkreise der Burg zur Stadt gesteigert, und es geht von hier eine Kulturbewegung der Verstädterung aus, die sich langsam, aber stetig im Laufe von Jahrtausenden durch die Mittelmeerländer bis in den fernen Westen und noch langsamer nach dem Norden zu fortgepflanzt hat, nur daß sich der Norden ihr am nachhaltigsten, und bis an den Beginn des deutschen Mittelalters erfolgreich, widersetzt.

Die Pflugkultur, das Rind als Arbeitstier, die Milchwirtschaft und die zugehörigen Bräuche, die Grundlagen des Bauerntums, müssen aber, trotz ihres hohen Alters und ihrer reichen Entfaltung im Orient, nicht dort, sie können auch bereits im europäischen Norden ihren Ursprung haben. Der älteste Pflug stammt aus dem 4. Jahrtausend v. d. Ztr. und wurde in Ostfriesland gefunden.

Die jungsteinzeitlichen bäuerlichen Kulturen Europas und die städtischen Kulturen des Orients zeigen deutliche Züge der Erstarrung und des Verfalles, als vom Norden Europas her die, selbst auf bäuerlicher Grundlage erwachsenen, indogermanischen Völker sich über sie ausbreiten, auf kühnen Wanderzügen bis in den fernsten Südosten vor-

stoßen und ihre weltgeschichtlichen Gründungen vollziehen.

Die Inder und die Iranier (Perser und verwandte Völkerschaften), die Skythen (Saken) in Südrußland, und später die Preußen, Letten, Slawen, gehören zu dem östlichen Zweige einer großen Völkergruppe, deren westlichen Zweig die Griechen, Thrafer und Phryger, Italiker, Kelten, Illyrer, Germanen bilden. Alle zusammen bezeichnet man nach ihren beiden, am weitesten voneinander entfernten Vertretern, den Indern und Germanen, mit dem zuerst bloß auf den Sprachstamm gemünzten Kunstnamen *I n d o g e r m a n e n*.

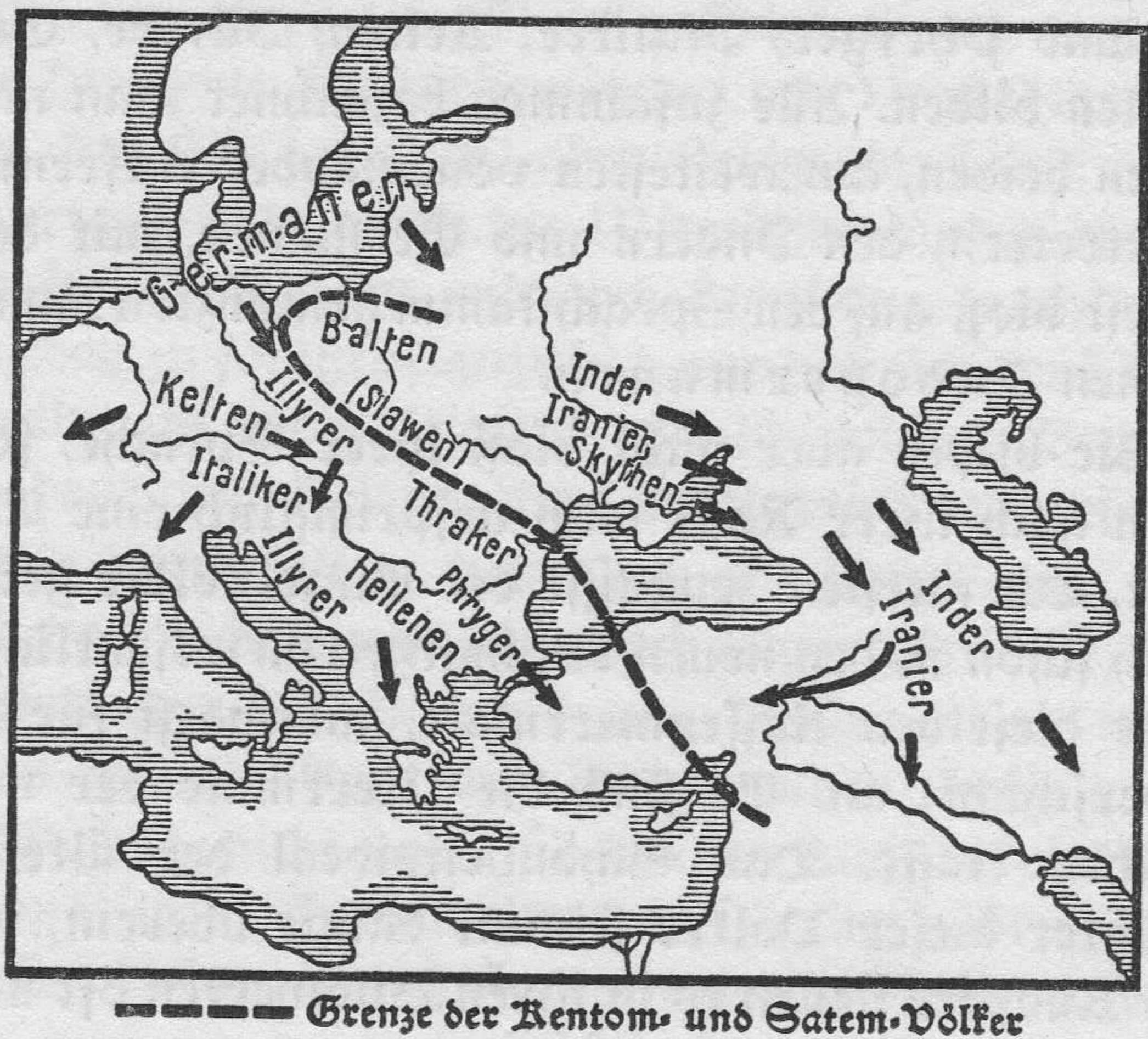
Sie bilden aber nicht bloß ihrer Sprache, sondern auch ihrer Rasse nach ursprünglich eine Einheit. Die ältesten Zeugnisse der Einzelvölker geben auch schon in den neuen Wohnsitzen im wesentlichen stets dieselben Rassenmerkmale, zumindest für die Oberschicht, an. Es sind die Merkmale der nordischen Rasse. Das Schönheitsideal der ältesten Dichter dieser Völker stimmt damit überein, und die Künstler stellen es in ihren Bildwerken oft noch bis in die Spätzeit hinein dar.

Indien, Iran, Armenien, Kleinasien, Griechenland, Italien, Spanien, Britannien sind von diesen Völkern aber erst erobert worden. Die Italiker sind von jenseits der Alpen, auch die Griechen vom Norden, die Phryger von jenseits des Bosporus in ihre späteren Wohnsitze gekommen. In Rußland gehören noch zu Herodots Zeit bloß der Westen

und Süden den Skythen. Die Wanderungen dieser Völker weisen vorwiegend auf eine Ausbreitung von Nord nach Süd, von Nordwest nach Südost.

Sitze und Wanderungen der indogermanischen Völker

(Nach Bruno K. Schultz)



Das ältere, noch geschlossene Siedlungsgebiet vor dem Ausschwärmen der Einzelvölker denken wir uns daher um eine mittlere Linie vom Baltikum bis zum Schwarzen Meere. Daraus rechtfertigt sich auch bereits hinreichend der Name nordische Rasse, da das Stammvolk der Indogermanen, das diese Rasse am reinsten, ja beinahe

ausschließlich verkörpert und bereits eine namhafte, in sich gefestigte Kultur besitzt, nach dieser Lage der Dinge im Norden Europas entsprungen sein muß. Bei ihrer Ausbreitung beziehen aber diese Völker andere, alteingesessene und von ihnen vermutlich rassisch und sprachlich zum Teil stärker verschiedene Bevölkerungen in ihre Entwicklung ein, durchdringen sie oder unterwerfen sie auch. Das ist der hauptsächlichste Anstoß zur Bildung der indogermanischen Einzelvölker.

Schon früh zerfielen diese Völker in zwei Gruppen, und zwar nach Sprache und Kultur.

Bei der Nordwestgruppe heißt „hundert“ *hēntom* und „Pferd“ *eḱwos*, bei der Südostgruppe lauten diese Wörter *šatem* und *ašwas*, d. h. aus einem Gaumenverschlußlaute (*k*) ist gesetzmäßig ein Gaumenzischlaut (*š*) geworden. Die Südostgruppe ist dabei die jüngere. Ferner sind die Völker der Nordwestgruppe in den großen Waldgebieten mehr sesshafte Bauern, die der Südostgruppe in den offenen Steppen zum Teil Wanderhirten und Reiter. Die Spaltung in diese beiden Gruppen erfolgte vermutlich deshalb, weil die östliche, je mehr sie sich in die osteuropäische Tiefebene und Steppe vorschob, aus den Begebenheiten dieser anderen Welt in eine selbständige Entwicklung gedrängt wurde.

Das Schwergewicht liegt zunächst nicht bei der östlichen, auch sprachlich jüngeren Gruppe, sondern bei der westlichen, die mit den bereits verfallenen

Kulturen der anderen jungsteinzeitlichen Bauernvölker abrechnet und aus ihrem Erbe neues Leben weckt, um dann in Gestalt der unterschiedlichen Einzelvölker, der Italiker, Griechen, Thraker, Phryger, zum Teil auch Illyrer, tiefer in den Süden und Südosten einzudringen.

Die Rolle der Südostindogermanen ist eine entsprechende und weltgeschichtlich ebenso bedeutungsvoll. Als Inder, Iranier, Kimmerier, Skythen brechen sie in die überalterten städtischen Kulturen des Südostens und des alten Orients ein und schaffen ihn um zu einem neuen, von ihrem neuen Willen durchpulsten.

Was an späteren Anregungen des Altertums, auch des Orients, zu uns und in die ganze Welt kommt, ist alles durch den umgestaltenden und läuternden Geist dieser Italiker, Griechen, Iranier, Inder und wie sie alle heißen, hindurchgegangen, und beide Zweige der indogermanischen Völker, der östliche und der westliche, haben in gleicher Weise weltgeschichtlich und geistesgeschichtlich entscheidenden Anteil genommen an dem Kulturgestalten der Menschheit. Ist auch die nordische Rasse nicht die Schöpferin „aller“ Kultur, so ist doch alles, was uns heute als Kultur umgibt, erst durch das vertiefende Eingreifen der nordischen Rasse und der von ihr bestimmten indogermanischen Völker zu dem geworden, was es ist.

Die nordische Rasse war durch das Ausströmen

der indogermanischen Völker noch keineswegs erschöpft, sondern sie setzte sogleich ein neues Keimblatt an. Noch während die indogermanische Landnahme in den fernem des Südens und Südostens in vollem Gange war, bildete sich im alten Stammlande der nordischen Rasse, im heutigen niederdeutschen Gebiete, um 1800 v. d. Ztr. zwischen den Illyrern im Osten und Südosten und den Kelten im Südosten und Westen das in sich völlig selbständige Volkstum der Germanen. Sie blieben der feste Rückhalt der nordischen Rasse in deren Stammgebiete.

Umgeben von anderen stammverwandten Völkern, wie den Illyrern und Kelten, waren sie in die gewaltige Geschichte des Südens und Südostens zunächst durch Jahrtausende nicht unmittelbar verwickelt und konnten ihre Art aus eigener Kraft beträchtlich steigern und in großer Geschlossenheit bewahren, bis auch sie unter dem Drucke der Klimaverschlechterung, die am Ende der Bronzezeit den Norden unwirtlich machte, im Osten bis ans Schwarze Meer Land nahmen, gegen die Kelten im Westen und Süden Gebiet gewannen und endlich gegen das Ende ihres zweiten Jahrtausends durch die Berührung und die Kämpfe mit den Römern in das südliche Kulturgeschehen verwickelt wurden. Die Völkerwanderung und die Wikingerzeit, die beiden Gipfelvorgänge des dritten und letzten germanischen Jahrtausends, und das Einmünden des Germanentums in das Deutschtum waren die Folge.

Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Vorgänge bestimmt sich danach, welchen Ertrag sie gebracht haben und wieviel davon noch heute in den Kulturen der führenden Völker nachwirkt oder doch nachwirken sollte, wenn nicht Strömungen und Kräfte dazwischengetreten wären, die der nordischen Rasse und ihrem auf das letzte und unbedingte gerichteten Wollen entgegen waren, die Freiheit des Geistes, die aus seiner Wahrhaftigkeit folgt, vernichten und ihre eigene Macht dagegen aufrichten wollten. Die Überlieferung der Menschheit in ihren großen Kulturen ist zugleich ein Kampf um diese Überlieferung selbst, ein Weiterretten des Gefundenen, aber oft auch ein Verlieren oder gar ein Ausrotten des Überlieferenswerten. Selten gelingen Anschläge ganz. Große Taten, im Geistigen besonders, wirken nach und können den Spuren, die sie hinterlassen haben, entnommen werden. Dann spricht wieder eigenes Wesen zu uns, warnt und klärt uns auf und hilft uns in eigener Not. Es vereint sich mit aller guterhaltenen Kunde und zeigt uns unseren Weg.

Weltgeschichte kann als Geistesgeschichte nur in diesem Sinne erfolgreich betrieben werden. Sie war immer ein Werten und wird stets ein solches bleiben, aber es kommt darauf an, wer wertet. Sind es die in ihren Absichten Befangenen, die die Wahrheit fürchten, wenn sie diesen Absichten entgegensteht, oder sind es die des Darüberstehens fähigen?

Das Ringen der Rassen, Völker und Kulturen

setzt sich im Geistigen mit vergeistigten Mitteln fort, und die Entscheidungen, die hier fallen, sind nicht minder folgenschwer.

Der Norden und der alte Orient

Die großen Gegensätze sind der indogermanische Norden und der vorindogermanische, alte Orient. Am deutlichsten treten sie hervor im Geistigen, im Religiösen.

Indogermanische Religiosität ist in ihren Ansätzen grundverschieden von allem, was wir vom Judentum, Christentum, Buddhismus, Islam, ja selbst der Mazdah-Lehre des Zarathustra her kennen.

Man kann zwei große Gruppen unterscheiden: Moses, Jesus, Buddha, Mohammed, Zarathustra sind Religionsstifter und Heilande, auch das Judentum kennt bereits den Messias; das ist die jüngere Gruppe.

Zur älteren gehört Jaho als Stadtgott von Jerusalem und auch die römisch-griechische Religion mit ihren Stadtgottheiten, wie sie bis zu den Sumerern und Akkadern hin in den alten städtischen Kulturen des Orients im Schwange waren.

Die indogermanische Kultur, und also auch Religion, hingegen ist ursprünglich unstädtisch, die Heiligtümer liegen fern von den Siedlungen, und das größte hat man als Herdstelle im eigenen Hause; auch noch in der Spätzeit sind die feste ländlich.

Die indogermanische Religion hat zum Kerne die ehrfürchtige Einstellung zu den im Weltall wirksamen, ewig wandelbaren Mächten, die insbesondere als himmlische Lichtwesen höchst allgemeiner, überpersönlicher und beinahe unpersönlicher Art gedacht werden. Das Schicksal gilt als der größere oder kleinere Anteil des Menschen an dieser Lichtwelt, der ihm durch die Geburt bestimmt wird.

Licht, Recht, Ordnung und Lauf der Welt sind ineinander begründet.

Denn das Recht beruht auf der Einsicht, diese auf Erleuchtung von dem eigenen inneren Lichtanteile her. Ferner schafft das Recht Ordnung bei den Menschen, wie die göttlichen Lichtmächte den Lauf der Welt regeln, so daß die eine Ordnung der anderen entspricht oder doch entsprechen soll.

Die Verehrung der Ahnen hängt mit diesem Lichtglauben, mit der Annahme göttlicher Abstammung des eigenen Geschlechtes zusammen. Das irdische Dasein gilt nur als Ausschnitt aus großen Zusammenhängen, die Toten sind ebenso wirkende Kräfte im All wie die Lebenden. Man glaubt, daß die Verklärten, bis ihr Maß voll ist oder ihre Stunde sie ruft, in himmlischen Gefilden weilen, aber auch, daß sie die Fruchtbarkeit der Feldflur regeln, selbst in die Flur, in Pflanzen und Tiere eingehen und in den Leibern der Menschen als neuer Lebensanteil dadurch gezeugt werden, daß die Menschen das Opfertier oder Jagdtier oder — auf

der späteren Stufe des Ackerbaues — den Erntertrag verzehren.

Hand in Hand mit solchen Lehren werden die Mächte unter fortschreitendem Verzicht auf das Überpersönliche, Unpersönliche, fast Physikalische an ihnen, zu persönlichen Gottheiten umgedeutet, die bestimmte Gebiete des Lebens oder der Natur verwalten und den Menschen, durch Gebet oder Opfer angerufen, helfen. Aber bis in die indogermanische Urzeit reicht dem Namen und der Bedeutung nach der Himmels-gott zurück, den die Griechen Zeus, die Inder Djaus, die Römer Jupiter (d. h. Ju — Vater) und die Germanen Tiwaz (nordisch Tyr, deutsch Ziu) nennen.

Der Ausdruck „Gott“ wurzelt noch in der unpersönlichen Stufe. Er bedeutet „das Gerufene“, womit der Wunsch des rufenden, betenden, opfernden Menschen, aber auch die Macht gemeint sein kann, in der die Möglichkeit der Erfüllung des Wunsches beschlossen liegt.

Man bemüht sich, vielleicht bereits nach fremden Vorbildern, durch sinnbildliche Handlungen, z. B. im Tanze, die Wirksamkeit der Mächte nachzubilden und dadurch zu unterstützen oder auf sie Einfluß zu gewinnen und sie nach Wunsch zu lenken. Es ist weniger Zauber als eine gesteigerte Form des Gebetes. Die Willkür im Herstellen der Beziehungen, der sinnbildlichen Ähnlichkeiten, ist durch eine starke geistig-sittliche Leitung beschränkt. Man folgt nicht so sehr augenfälligen Anflängen, sondern trachtet

nach geordneten, begründeten Zusammenhängen. Gewisse Verrichtungen, z. B. das Flechten und Weben, dienen dem Zwecke, sich gegen die Unbill des Wetters, aber auch gegen sonstigen Angriff zu schützen. Ähnliches gilt für das Behauen mit der Axt, das Hämmern, die Abwehr mit dem Schwerte, mit der Lanze usw.

Daher heißen die Mächte bei den Germanen in den Dichtungen der Skalden noch spät, jedoch völlig im Sinne der unpersönlichen Stufe, Faste und Bande, und der „Zaubernde“ kann durch Feste und Binden selbst Macht ausüben; oder es erhalten auf der persönlichen Stufe die Götter Werkzeuge als Sinnbilder ihrer Macht, oder die Schicksalsgöttinnen flechten, spinnen und weben.

Die Religion des vorindogermanischen Orients ist ganz anders beschaffen. Schon in den Urkunden der sumerischen Zeit tritt sie abgeschlossen zutage, und trotz der großen räumlichen und zeitlichen Erstreckung des alten Orients ändert sich an ihr wenig.

In der Stadt steht das Haus des Gottes, den das Götterbild leibhaftig darstellt. Der König und die Priester dienen ihm. Man speist ihn und hält ihm Frauen. Seine Macht reicht so weit wie die Stadt. Wurde die Stadt besiegt, so führte man den Gott ebenso in Ketten weg wie den Herrscher. Die Götter wurden auch zueinander auf Besuch geschickt, unterworfenen Götter in Nebenräumen des Tempels untergebracht. Da der Hauptgott nach

Weltgeltung strebt, erwächst daraus der Glaube an einen einzigen Gott. Auch noch der vergeistigte Gott der Juden ist ganz an seine Stadt und seinen Tempel gebunden.

Der Wille Gottes oder der Götter gilt als unergründlich, der Mensch als unwissend und von Natur sündhaft und den Anfechtungen der Dämonen ausgesetzt. Dabei ist Sünde etwas wie Unreinheit, und das Freisein von ihr hat daher wenig mit Sittlichkeit und diese Art Reinheit auch wenig mit Keinlichkeit zu tun.

Die Priester schreiben vor, was man essen darf, was rein, was Gott wohlgefällig ist. Sie suchen den Willen Gottes aus Vorzeichen und himmlischen Erscheinungen zu ergründen und durch Zauberhandlungen und Opfer zu lenken. Sie bestimmen die Maße für Zeit, Raum, Gewicht, um die Abgaben der Untertanen hienieden nach den himmlischen Vorgängen zu regeln. Aber man faßt diese himmlischen Vorgänge nicht rein auf, sondern als Anzeichen, und es entsteht ein Zerrbild der Wissenschaft von den himmlischen Vorgängen, die Astrologie.

Vorzeichendeutung und Zauberwesen beweisen, daß man nicht imstande war, aus dem Flusse der Vorgänge eine Ursache herauszuheben und ihre Wirkung abzugrenzen. Statt nach der Ursache zu fahnden, ging man von irgend etwas Auffallendem aus und verglich ein nächstes Auffallendes, nicht die Wirkung. So stellte man willkürliche Beziehungen

zwischen solchen auffallenden Vorgängen her und verfiel in eine Art Beziehungswahn.

Die Nutzanwendung solcher Fehleinstellung, gleichsam die zugehörige Technik, aber freilich eine unsinnige, ist das Zaubern. Der Zauberer drückt aus einem Schwamme Wasser, während er auf ein Becken schlägt, und bildet sich ein, daß er damit Regen und Donner herbeiführen kann. Oder er verfertigt eine Puppe seines Feindes und erwartet, daß dieser erblindet, wenn er ihr die Augen aussticht. Beide Male besteht die Beziehung in einer willkürlich hergestellten Ähnlichkeit.

Auf das Recht greifen die Bestrebungen, Sinnliches auf Irdisches zu beziehen, nur in Ansätzen über. Die Gottheit gibt dem Könige Samurapi zwar die Gesetzesrolle in die Hand, doch in dieser steht weder, daß Missetat den Gott erzürnt, noch daß sie göttliche Rache herausfordert. Verträge mit anderen Völkern werden bei den beiderseitigen Göttern beschworen. Dadurch geraten die andern in das Netz der ihnen fremden Götter, die den niederschlagen werden, der den Vertrag bricht. Im übrigen bezweckt das Recht Ruhe und Zufriedenheit der Untertanen, langen Nachruhm des Königs.

Das Ziel aller Wünsche ist Leben, mehr Leben. Denn der Tod ist nahe und zerstört alle Freuden. Die Toten weilen an einem finsternen Orte, dem Grabe, wo Regenwasser ihr Trunk, ihre Speise Lehm ist.

Die Inder und Iranier

Von der Ostgruppe der Indogermanen lösen sich, wenn man von derzeit noch schwer bestimmbareren älteren Einschlügen im Getiterreiche und sonst im alten Orient absieht, zuerst die Inder los, und einer ihrer Stämme, die Hari (die Blonden), erscheint um 1400 v. d. Ztr. als Hilfsvolk der Getiter. Aber ihre Berührung mit dem alten Orient war nicht nachhaltig. Ihre Hauptmasse wird vom Nordwesten her um 1000 v. d. Ztr. nach Afghanistan und an den Samunsee gelangt sein, und von da erobern sie das Land der fünf Ströme.

Unterdessen wandern um 1000 die ersten Iranier ein, bringen das Reich der vorderasiatischen Chalder am Mansee zu Fall und setzen sich allmählich im ganzen Zagrosgebirge fest. Es sind die Meder und Perser. Eine Hauptgruppe der Meder schließt sich zu größeren Staatswesen zusammen, während die Perser noch um 830 nördlich von den Medern sitzen und erst zu Beginn des 6. Jahrhunderts in der Persis eintreffen.

Das durch die Landnahme eben erst zum neuen Stammlande gemachte Hochland von Iran erweist sich sogleich als zuverlässige Stütze, von der aus eine weitspannende, kühne Gründung erfolgt: das Weltreich des Perserkönigs Kuruš (Kyros). Es erstreckt sich bereits um 539 von Indien bis Ägypten und Hellas; Kambudschija II. (Kambyses) erobert auch noch vorübergehend Ägypten. Mit

seinem Tode bricht ein Aufstand im Reiche los, aber der große Darejamosch (Darius I.) kann ihn rasch niederschlagen (519, Inschrift von Bagistan), der neue Staat ist auf lange Zeit gesichert.

Hinter den sich überstürzenden äußeren Vorgängen, die zu diesem Ergebnis führen, steht als treibende Kraft der innere Gegensatz und frische Einsatz der nordischen Völker gegen die Einwohner des Landes und ihre überalterte Kultur.

Die Iranier, ähnlich wie die Inder, sind keineswegs bloß Reitervölker, sondern zugleich auch bäuerliche Krieger, die mit ihrer ganzen Fahrhabe zur Landnahme schreiten, aber sie kennen weder Städte noch Königspaläste noch Götterbilder und ausschweifende Kulte noch Schreibertum und alles, was damit zusammenhängt.

Die Völker des alten Orients besitzen alle diese Einrichtungen seit Jahrtausenden. Der König, die Priester, Krieger, Beamten, Händler, Wucherer entwürdigen die Bürger der Stadt zu knecht-seligen Untertanen, die Bauern auf dem Lande zu Fronarbeitern.

Die Kulturen des Orients sind im Stammgebiete längst zur Zivilisation erstarrt und verfallen, während die von diesem Stammgebiete einst ausgegangene Bewegung der Verstädterung sich langsam, aber stetig schon reichlich zwei Jahrtausende lang durch die Mittelmeerländer bis in den fernen Westen und noch langsamer nach dem Norden hin fortgepflanzt hat. In Italien keimen die

Städte eben erst empor, als die noch nicht lang eingewanderten Italiker auch schon in sie hineinwachsen, im ägäischen Kreise blühen sie noch, als die Griechen sich ihrer bemächtigen, im alten Orient sind sie schon vergreift, als die Iranier ihnen neues Leben einhauchen.

Aber in allen drei Gebieten stoßen die Eroberer im wesentlichen auf dieselbe Schichtung der Rassen.

Nur sind nach dem Orient zu die in sich geschlossenen Massen der Fremdvölker unvergleichlich mächtiger, der iranische oder gar der indische Vorstoß entfernt sich unvergleichlich weiter von den Stammgebieten, der innere Abstand der bäuerlich-kriegerischen Kultur der Iranier von der trotz aller Anzeichen des Verfalls gewaltigen städtischen Kultur des alten Orients ist ungeheuer.

Rom konnte für die Germanen bei weitem nicht etwas so Neues, so Fremdartiges sein wie für die Perser Susa oder gar Babel. Denn Rom war bereits aus italisch-indogermanischem Geiste erwachsen und den Germanen trotz alles Trennenden in vielem wesensnahe, während im alten Orient indogermanisches Volkstum vor der iranischen Landnahme und Reichsgründung noch nirgends durchgegriffen hatte.

Eher könnte man die Spanier vergleichen, die in Altamerika einbrechen. Aber welch ein Unterschied! Jene Eiferer eines verdüsterten Christentums lassen sich von dem Glanze und der Größe der altamerikanischen Kulturen nicht rühren und zerstören

sie in goldgierigem Wüten, während die Iranier die fremden Völker und ihre Einrichtungen verstehend schonen und als Träger ihres Reiches ihrem beherrschenden Wollen eingliedern.

Der Name Arier

Gemeinsam ist Indern und Iraniern der Name Arier. So nennt sich der alte Kriegeradel, und das heißt etwa „die durch Blutsfreundschaft Verbundenen, Versippten“, und zwar im Gegensatze zu der als rassistisch minderwertig angesehenen Urbevölkerung.

Ausdrücklich reden die Inder von der hellen, „arischen Farbe“ und stellen ihr die dunkle Farbe der Plattnasen, die sie im Lande vorgefunden hatten, gegenüber.

Die Iranier verknüpfen „arisch“ mit der edlen Herkunft. Der Name Iran stammt über die Form Eran von Arjan, und das heißt „Arierland“.

Der große Perserkönig Darejamosch nennt sich einen „Arier aus arischem Samen“. Die Bildwerke, die ihn, seine Verwandten und Gefolgsleute darstellen, zeigen Perser, Meder und Skythen (Saken) als Menschen nordischer Rasse.

Der Ausdruck Arier gilt auch für die Meder und wahrscheinlich auch für die nahe verwandten Skythen, ja er pflanzt sich fort auf deren Nachfahren, die Alanen, deren Name auf anderem Wege ebenfalls lautgesetzlich aus Arjan entwickelt ist, endlich

auf die in den Kaukasus abgedrängten, die Alanen fortsetzenden Oseten, die sich heute noch Iron, d. h. Iranier, nennen.

Seit alters bildet man auch Eigennamen, die im ersten Teile auf das Arierthum des Trägers hinweisen, z. B. Arjaramna (Großvater des Darejamosch) oder Arjapeithes (König der Skythen, von Herodotos erwähnt).

Ein Sohn des Darejamosch soll nach griechischen Angaben Arjamenes geheißen haben, was ganz nahe an den altehrwürdigen, den Iraniern und Indern gemeinsamen Gott Arjaman anklingt, der kennzeichnenderweise ursprünglich Gott der Ehe war. In Indien bezeichnete man mit Arjaman auch den Bräutigam, in Iran auch den Sippenossen. Außerdem galt der Gott als heilkundiger, priesterlicher Arzt, bei den Indern noch in späterer Zeit als Anführer der Ahnen, und seinen Pfad verlegen schon die Lieder des Rigweda an den Himmel. Alle diese Bedeutungen hängen innerlich zusammen. Dem Gotte der Ehe entspricht hienieden der Bräutigam, der als Sippenosse für das Fortbestehen seiner Sippe sorgt. Dadurch wird der Tod überwunden, ähnlich wie der Arzt den Kranken durch die Heilung vom Tode rettet. Das alles ist aber schon in der Gestalt des göttlichen Ahnherrn vorweggenommen, auf den sich die Sippen der Menschen zurückführen, und der als erster den Pfad aus der Welt der Lebendigen in die Ewigkeit zurückgelegt hat.

So leitete man die Folge der edlen Geschlechter von der himmlischen Lichtwelt her. In diesem Sinne bezeichnete sich auch Darejawosch als „Arier aus arischem Samen“. Denn sein Wort für Same bedeutet eigentlich Lichtfunke, der Same ist nach gemeinarischer Auffassung eine flüssige Form des Himmelsfeuers.

Solche Gedanken waren so mächtig, daß sie vom arischen und iranisch beeinflussten Osten her noch viele Jahrhunderte später zu stammverwandten Völkern, zu Kelten und Germanen, ausstrahlten. Für die Germanen beweist dies der Name Ario-wistus, d. h. „aus arischem Samen“, den der Fürst der Sweden trägt, der mit Cäsar kämpft, und der Name des Goten Arjobindus, d. h. „arisch verbündet“, im 5. Jahrhundert n. d. Ztr. Beide Namen sind im zweiten Teile germanisch und so gebildet, daß sie das volle Verständnis auch für den ersten Teil bekunden. Endlich erscheint auf dem Runenstein von Tune in Vingulmörk, im südöstlichen Norwegen an der schwedischen Grenze, im 6. Jahrhundert n. d. Ztr. der Ausdruck „die arischesten der Erben“.

Dann, anderthalb Jahrtausende später, greift die völkische Bewegung in Deutschland von den Indern den Ausdruck Arier auf. Eine grundlegende Klärung des nordrassischen Bewußtseins und die Abgrenzung gegen alles unbedingt Fremde, insonderheit den Juden, war die Folge.

Die Gebote des arischen Rechts

Gemeinsam ist Indern und Iranern ferner der Begriff der Ordnung. Das Wort dafür, *artam*, bedeutet bei beiden Völkern Lauf der Welt, Weltordnung, Wahrheit, Recht. Etwas Ähnliches ist das *fas* der Römer, die *Themis* oder *Heimarmene* der Griechen, die *Saelde* der Germanen.

Die Ordnung des *Artam* umfaßt die himmlische Lichtwelt und die Geschlechter der Menschen, die sich aus ihr herleiten und die ganze Natur. Auch die Götter sind nur ein Teil von ihr. Frömmigkeit heißt, mit ihr übereinstimmen.

Dieser Glaube liegt schon im Worte *Arier*, und wie mit diesem, so pflegte man auch mit *artam* Eigennamen zu bilden, z. B. *Artaphernes* („durch Wahrheit glänzend“), *Artachschassa* (von den Griechen zu *Artaxerxes* entstellt; „durch Wahrheit herrschend“). Götterbilder sind dieser Auffassung ursprünglich fremd. Ehe und Sippenverfassung, Recht und Kult beziehen sich auf das heilige Feuer des Herdes. An der Speise, die es gar kocht, sind Vieh und Pflanzen empfangend und gebend beteiligt.

Der Hausvater spendet nach altindischem Brauche in das Herdfeuer täglich ein vierfaches Opfer: an die Götter, die Ahnen (Eltern), die Heroen (aus deren Verehrung sich der Begriff des Vaterlandes entwickelt hat), die Gäste. Diese Opfer entsprechen ebensovielen Geboten des göttlichen Rechtes, ihre Verletzung verabscheuen die Perser als Undankbarkeit und Wurzel aller Schlechtigkeit.

Dazu treten im altindischen Gesetzbuche des Manus fünf Gebote des menschlichen Rechtes: Reinheit, Beherrschung der Sinne, Enthaltung von Verletzung der Geschöpfe, Enthaltung von ungesetzlicher Aneignung, Wahrhaftigkeit.

Den drei mittleren Geboten entsprechen im griechisch-italischen Rechte die drei Rache heischenden Untaten, die das Anzetteln des Streithandels herausfordern. Sie lauten: Mord, Schändung, Diebstahl.

So ergeben sich die neun Gebote des altarischen Rechts: 1. Ehrung der Götter, 2. der Eltern, 3. der Helden (der Väter, des Vaterlandes), 4. der Gastfreunde, 5. Gebot der Reinheit, 6. Verbot des Mordes, 7. der Schändung, 8. des Diebstahls, 9. Gebot der Wahrhaftigkeit (Treue).

Die zehn Gebote der Bibel (Exodus XX) sind demnach auf einem noch näher nachzuweisenden Wege entlehnt, und es sind ihrer, wenn man genauer zusieht, auch nur die folgenden neun:

1. Du sollst keine anderen Götter haben.
2. Du sollst dir kein Bildnis verfertigen.
3. Du sollst den Namen Jahos nicht freventlich aussprechen.
4. Denke daran, den Sabbat zu heiligen.
5. Ehre Vater und Mutter.
6. Du sollst nicht töten.
7. Du sollst nicht ehebrechen (nicht verlangen nach deines Nächsten Weibe).

8. Du sollst nicht stehlen (nicht verlangen nach
deines Nächsten Hause).

9. Du sollst nicht falsches Zeugnis ablegen.

Die vier letzten Gebote stimmen in beiden Reihen gut überein. Das 5. Gebot in der Bibel (nach obiger Zählung, nicht nach dem Katechismus) lautet: Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir Jaho, dein Gott, zu eigen geben wird. Es entspricht also dem 2. arischen Gebote (Ehrung der Ahnen), und die Begründung dem 3. arischen Gebote; denn an die Stelle des Vaterlandes ist das verheißene Land getreten. Das 4. und 5. arische Gebot hat der Sabbat verdrängt, und das 1. arische Gebot ist in der Bibel zu dreien aufgeschwellt. Das Eifern um die Ein-Gott-Lehre hat das Gleichgewicht zerstört, während die neun Satzungen des arischen Rechtes klar und festgefügt sind.

Das arische Recht beruht auf der Sippe, an deren Spitze der Hausvater steht, das sumerisch-semitische auf der Herrschaft des Priesterkönigs, die unter dem Schutze der Stadtgottheit steht. Während nach sumerisch-semitischer Auffassung der Staat den Rechtsbruch verfolgt und bestraft, hat nach arischer der Gefränkte sich selbst Recht zu schaffen, und das Gericht stellt bloß, wenn der Fall strittig ist, fest, was Rechtens sei, ohne das Urteil zu vollziehen.

Das arische Recht straft grundsätzlich nur die böse Absicht (dolus), das sumerisch-semitische grund-

sätzlich nur den Erfolg. Auch sucht der Arier bei Körperverletzung, und ähnlich in anderen Fällen, die Feindschaft durch Versöhnung zu beseitigen, während der Sumerer und Semite Auge um Auge, Zahn um Zahn fordert. Es soll jenes Glied des Täters bestraft werden, das er am Verletzten beschädigt hat, während der Arier dazu neigt, jenes zu strafen, das gefrevelt hat.

Das alles ist aber nicht bloß rassisch bedingte Haltung, es ist auch schon in vielem bewußt weltanschauliche Einstellung. Und sie drängt deutlich zu zusammenfassendem religiösem Gestalten, das sich in Indien am großartigsten, aber schon von der arischen Grundlage abweichend, in der Schöpfung des Buddha, in Iran, bewußt auf die arische Gesinnungshaltung zurückgreifend, in der Religion des Zarathustra durchgesetzt hat.

Die Inder

Das am weitesten nach dem Südosten vorgestoßene indogermanische Volk, die Inder, hat es am schwersten, sich in seiner Eigenart zu halten. Neues Blut strömt ihm aus seinen Stammgebieten im Laufe seiner Geschichte nur noch wenig zu. Das Klima ist für die nordische Rasse mörderisch und eine der Zahl nach weit überlegene Vorbevölkerung hat im Indusgebiete auch bereits eine beträchtliche Höhe städtischer Kultur erreicht und besitzt sogar eine eigene Bilderschrift, als die indischen Stämme

eindringen. Die äußere und innere Geschichte der Inder ist daher ein ergreifendes Schauspiel. Die arische Kraft ist so stark, die Vorbevölkerung so andersartig, daß sich eine hoch ins Geistige hinein erstreckte Zerflüftung der Gemüter vor uns aufzutut, die sich bis zum Wahnsinn steigert und nirgends sonst ihresgleichen hat.

Die älteste Urkunde der Inder, der Rigweda, eine Sammlung von Liedern an die Götter, steht noch auf der arischen Stufe und enthält vereinzelte Erinnerungen an die Wanderung, aber nichts von der vorindischen, sehr namhaften städtischen Kultur des Landes, die uns durch Ausgrabungen (z. B. in Mohendso Daro) recht gut bekannt ist; wie auch die älteste germanische Dichtung nichts von Rom oder Byzanz vermeldet. Dennoch ragt auch in die älteste indische Götterwelt und in die Gesinnung, mit der sie gehegt wird, gelegentlich schon Fremdes hinein, und das steigert sich in den priesterlichen Texten (den Brahmanas), den philosophischen Dichtungen (den Upanischaden), den Heldenepen (dem Mahabharatam und dem Ramajanam).

Am meisten befremdet die Neigung zur Abkehr von der Welt, aber sie wirkt zunächst noch nicht geradezu zerstörend. War der arische Inder seinen Pflichten gegen das Leben nachgekommen, so konnte er sich im Alter dem Nachdenken über Welt und Mensch widmen. Gedanken voll Tiefe und Erhabenheit, wie sie erst viel später wieder von unseren großen Philosophen gedacht wurden, fand man da-

mals zum ersten Male. Die indische Überlieferung schreibt sie kennzeichnenderweise Angehörigen des Kriegeradels zu, und die Priester kommen zu ihnen zum Zwiegespräch und lassen sich belehren.

Aber dann gewinnt ein in fremdartigem Denken befangenes Priestertum Macht über das Königtum und den arischen Kriegeradel, maßt sich das edelste Blut an, läßt das arische nur an zweiter Stelle gelten und sucht auf dieser falschen Grundlage weiterer Rassenmischung durch ein Recht abzu helfen, das längst zu spät kommt und statt einer Gliederung nach Blutreinheit oder Ständen bloß mehr eine recht willkürliche Einteilung nach starren Kasten schaffen kann. Zugleich hebt man den Kasten gedanken, der auf der Erkenntnis der Vererbung beruht, durch die Lehre von der Wiedergeburt auf; nach ihr kann ja auch der Paria und selbst jedes Tier hoffen, durch Verdienste, deren sittlicher Wert uns oft fraglich scheint, in den höchsten Kasten wiedergeboren zu werden.

Der Sinn des Adels wird so untergraben, der politische Wille erlahmt und über Indien hinausgreifende Reichsgründungen unterbleiben. Auch eine indische Geschichtsschreibung stellt sich nicht ein. Die geistigen Vorgänge entsprechen den politischen. Die Kraft des philosophischen Denkens, das den Tod durch Erkenntnis zu überwinden oder die Ursprünge der Welt aus den Geheimnissen der eigenen Seele zu ergründen gesucht hatte, versiegt alsbald. Den Zusammenhang von Ursache und

Wirkung erfasst man nicht klar und spürt ihm aus religiöser Angst nach, nicht um seiner selbst willen. Daher bleibt den Indern eigene Naturwissenschaft versagt.

Außerlicher Zaubermahn und erschreckender Aberglaube brechen ein. Die von Wünschen und Befürchtungen hin und her gerissenen Gemüther nehmen Beziehungen, die sie selbst herstellen, für wahr und mißverstehen die Gewalt wahrer Erkenntnis so sehr, daß sie diesen Zerrbildern die Kraft zutrauen, in die Wirklichkeit verursachend einzugreifen und deren Gang aus dem Gleise zu heben. Ja, man verbohrt sich in irgendeinen wahnwitzig-erhabenen Gedanken bis zur Selbstaufgabe, ersinnt zugehörige Dauerstellungen des Körpers, die ekstatische Zustände herbeiführen, oder gibt sich an die grausamsten Bußübungen hin, um übermenschliche Kraft zu gewinnen oder sich aus diesem Jammertale zu erlösen.

Dem Opfer mißt man Allgewalt bei, aber nur wenn ein verstiegenes, erklügeltes Ritual erfüllt ist. Der arische Gedanke des Artam, der heiligen Rechtsordnung, wird als Opferordnung gedeutet, das Opfer und die Opferstätte auf die Entstehung der Welt, die Weltgegenden, die Götter als Hüter dieser Weltgegenden und auf ihre heiligen Tiere bezogen, und die Priester gründen auf diesen ausschweifenden Symbolismus, den sie als ihr Geheimnis ausgeben, ihre Herrschaft.

Das himmlische Feuer, von dem die Arier ihre

Geschlechter hergeleitet haben, wird umgedeutet zur verzehrenden Brunst der Begierden und Leidenschaften. Schon das Diesseits gilt als Hölle, der Körper als Kerker. In Geburt und Tod sieht man ein unerbittlich fortrollendes Rad. Wille und Tat treiben es weiter. Um zur Ruhe zu kommen, muß man diese Antriebe einstellen. Das Geldengrab im Hause an der Kreuzung zweier Heerstraßen birgt jetzt, zum Stupa, zum ummauerten Reliquienschreine inmitten großartiger Anlagen umgestaltet, die leiblichen Reste eines Heilandes, des Buddha, dessen Lehre auf das völlige Zur-Ruhe-Kommen und damit auf das Nichts gestellt ist: ein Abtun der Welt voll Erhabenheit und doch eine Flucht aus ihr aus Unvermögen, sie zu meistern. Und erst in dieser Abkehr von sich selbst hat arisches Denken als Lehre des Buddha weit über den arisch durchsetzten Teil Indiens hinaus und gerade erst außerhalb Indiens die Geltung einer Weltreligion der Völker des fernen Ostens erhalten. Mit ihrer organisierten Priesterschaft, ihren Klöstern, ihren Mönchen und Nonnen zählt sie dort heute vielleicht mehr Befenner als das Christentum.

Die Bedeutung des Buddhismus für uns liegt aber nicht nur darin, daß er die Aufmerksamkeit eines so klaren und tiefen Denkers wie Schopenhauers erregen konnte oder in sektiererischen Zirkeln Anklang findet, sondern darin, daß er ein beispielhafter Irrweg ist. Die Forderung, die Fortpflanzung einzustellen, damit das Rad stille stehe,

die Flamme erlösche, wendet sich trotz allem an hohe Kräfte des Geistes und der Seele, rottet daher gerade die Menschen aus, die dieses Aufschwungs fähig sind und zerstört damit den Boden, aus dem sie selbst erwachsen ist.

Iran

Näher als die Inder stehen uns die Iranier.

Das indische Schrifttum ist reichhaltig, das iranische infolge der Stürme, die über das Land hinweggebraust sind, fast verschollen. Aber die Reste und die Nachwirkungen ringsum bezeugen die alte Größe.

Vier Dinge ergreifen uns besonders:

erstens das altpersische Königtum und die Kraft, wie sich nach dem Einbruche Alexanders ein neues bildet, das die alten Überlieferungen zu frischer Blüte bringt;

zweitens die tiefe Verbundenheit des Iraniers mit der Natur, die sich zur bewußten Pflege der Rasse und zu religiöser Ergriffenheit für sie steigert;

drittens die Religion Zarathustras, in der zum ersten Male in der Geistesgeschichte der Menschheit Sittenlehre und Religion zur Einheit werden;

viertens die Auswirkung dieser Schöpfung und des iranischen Geistes auf die Völker ringsum, die sich in verschieden vermittelten Wellen auch tief in unser deutsches Geistesleben hinein erstreckt.

Die indische Geschichte ist nicht Weltgeschichte;

die iranische ist es wie kaum eine wieder und weit mehr als die griechische.

Die politische Geschichte Irans hat über ihren politischen Inhalt hinaus einen geistigen, den die griechische nicht hat; denn in ihr geht es bei der Lehre des Zarathustra zugleich um den Kampf von König, Kriegeradel und Bauerntum gegen eine machtlüsterne, götzendienerische Priesterschaft.

ferner entwickeln die Perser eine Staatsform, die Hellas nicht kennt: ihre Könige geben Länder und Völker zu Lehen.

Die Perserkriege der Griechen sind von Persepolis aus gesehen Randerscheinung. Wir kennen sie bloß in griechischer Darstellung, und das ist nicht besser als der Weltkrieg in der Darstellung der Feindespresse.

Der Ruf „Sie sind Barbaren!“ ertönte schon damals. Aber nicht die Griechen stürzen das große Perserreich, sondern sie und Persien und noch mehr überwältigt der Makedone.

Doch Alexanders Gründung hat keinen Bestand. Sie zerfällt, und auf ihren Trümmern erstarkt das Iraniertum, zuerst im Partherreiche (250 v. d. Ztr.), dann im Reiche der Sasaniden (226 n. d. Ztr.), das erst dem Einbruche der Araber erliegt. Diese Reiche hielten den Römern stand und entlasteten dadurch die Germanen, wehrten die Türken ab und kämpften gegen Byzanz, und der neue Glanz Irans teilte sich den Völkern ringsum mit, bis China hin und

bis zu den Finnen und auf anderen Wegen noch bis herüber ins deutsche Mittelalter.

Die iranische Geisteshaltung ist die Vorbedingung des iranischen Glaubenslebens, das in der Religion des Zarathustra seinen Ausdruck gefunden hat.

Das Kind als Helfer des Bauern beim Pflügen ist etwas Heiliges, ähnlich die Kuh als Spenderin der Milch, das Pferd als Reittier des Kriegers, der Hund und der Hahn als Wächter des Hauses; selbst die Katze hat ein Recht auf Anteil an der Milch als Lohn für die Mäuse, die sie vertilgt. Der Iranier ist seinen Tieren dankbar.

Nicht minder innig ist das Verhältnis zu den Pflanzen. Der König und seine Großen wetteifern in der Anlage herrlicher Gärten, in denen sie schöne und fruchtbare Gewächse zogen und edle Tiere hielten. Aus Persien, das jetzt zu einem guten Teile Salzwüste ist, machten sie dadurch eine blühende Gegend. Die duftende Rose, der köstliche Pfirsich, d. h. der „persische Apfel“, zeugen von ihrer Kunst.

Gut ist nach iranisch-zarathustrischer Anschauung die Erde, die Früchte trägt, das Wasser, das die Pflanzen gedeihen macht, das Feuer, das im Hause brennt und die Nahrung gar kocht, und alles Getier, das dem Menschen hilfreich und nützlich ist.

Die züchterischen Erfahrungen an Pflanzen und Tieren wendet man auch auf den Menschen an, der sich nun selbst in Zucht nimmt. Geschätzt wird hoher Wuchs, Kraft, Schönheit und alle geistige Tugend.

Die Frauen werden gepriesen, die den schönsten Leib zur Zeugung haben, für das Hauswesen die tüchtigsten. Der Hausherr bittet um helläugige, verständige Nachkommenschaft, die ihm fördern soll Haus und Gemeinde und Bau und Land und des Landes Ruhm. Der Beweibte hat den Vorrang vor dem Unverheirateten, der Kinderreiche vor dem Kinderlosen.

Die Nachkommenschaft ist aus dem Samen verwirklichtes Himmelsfeuer und daher Trägerin des Glaubens, dessen Inhalt in der Verbundenheit mit allem Lichthaften besteht. Bäuerlicher Wirklichkeitsinn und kriegerisches Adelsdenken vereinen sich hier zu einer höchst durchgeistigten Lehre.

Der Welt des Glaubens und der guten Schöpfung, zu der auch alle gutartigen Tiere und Pflanzen gehören, steht die finstere, ungeistige Gegen-schöpfung des Bösen gegenüber, die e i n e: lautere, siegreiche Wahrheit, die a n d e r e: eine Ausgeburt wideretzlicher Lüge.

Ameisen und Schlangen, Wölfe und anderes Raubzeug, auch alles Gift, gehören zu dieser Gegen-schöpfung, und sie zu vertilgen, ist Verdienst.

Der Held, der den Drachen tötet, wird dem Iranier zum Kulturbringer, der das Dickicht rodet, die Sümpfe trockenlegt und den Acker bebaut, oder zum Ritter ohne Furcht und Tadel, der das Land und seinen Glauben gegen das Feindesheer schützt, oder zum ringenden Menschen, der sich im Kampfe widerstreitender Gefühle ans Gute hält, sie alle

schon Träger derselben geistig-sittlichen Entscheidung, die sich im großen am Ende der Dinge vollziehen wird, wenn der Gott der Wahrheit mit den edelsten Helden gegen den Dämon der Lüge und dessen Brut zieht und ihn besiegt, um sein ewiges Reich zu begründen.

Vermittelt haben uns Deutschen iranischen Geist in jedesmal gewandelter Gestalt drei Wellen. Die zwei ersten durch das Christentum vermittelt sind die wichtigsten, aber die dritte, die uns durch den Vorstoß der in vielem iranisch beeinflussten Araber bis Spanien und durch das Eindringen der Wikinger und Kreuzfahrer in den Orient erreichte, ist fast ebenso bedeutsam.

Die erste brachte uns das Alte Testament der Juden. Die Juden standen in Babylon unter persischer Herrschaft und brachten ihre Heilige Schrift von da nach Palästina. Vieles, und mehr als man zugibt, und das meiste, das uns daran anspricht, verdanken sie den Persern.

Die zweite Welle brachte uns das Neue Testament, das Christentum. Die Evangelien enthalten viel Iranisches, und das klarstellen, würde bedeuten, daß man das Arische, das Nordische, in ihnen klarstellt. Das ist eine Aufgabe für die deutsche Zukunft und der Weg, daß der deutsche Geist seine innere Ruhe findet.

Die dritte Welle brachte zu uns Rittertum, Minne und Mystik, eine neue Form Kriege-

rischer Lebenshaltung, mit einem neuen Zuge der Sinneigung zum Ewigen.

Hellas

Vertrauter als Iran ist uns Hellas.

Der Ruhm der Griechen ist so groß, ihre Leistungen in der darstellenden Kunst, der Dichtung, der Geschichtsschreibung, der Wissenschaft, der Lebensweisheit sind so bekannt, ihre Kultur hat durch den Humanismus seit bald einem halben Jahrtausend den führenden Männern unseres Volkes so sehr zum Vorbild gedient, und sie ist auch so reich, daß es weder möglich noch nötig ist, ins einzelne zu gehen.

Die Griechen haben sich von dem geschlossenen Siedlungsgebiete der nordischen Völker nicht so weit entfernt wie die Indier, sie haben sich nicht als so dünne Herrscherschicht über Völker alter Hochkulturen ausgebreitet wie die Iranier, sie haben ein Land besonderer Gunst in Besitz genommen, und sie treffen auf eine Vorbevölkerung, die ihnen nicht allzu fern steht.

Aus der nordischen Heimat brachten sie wertvolle Kulturgüter bereits mit. So das rechteckige Holzhaus mit dem vorragenden, auf Pfosten gestützten Giebel, das Megaronhaus, das sie in Stein zum Tempel umschufen.

Ihre Kunst verkörpert in zahlreichen ihrer besten Werke das Schönheitsideal nordischer Rasse.

Schönheit ist ihnen der Ausdruck leiblichen und seelischen Adels, die einander das Gleichgewicht halten. Ihre Dichtung setzt sich auf alter Stufe aus heldischer Lebenseinstellung mit dem Schicksal auseinander und gipfelt in der Schöpfung des Dramas.

Die Unerbittlichkeit der Charaktere und die folgerichtigkeit der Handlung fesselt auch den Geschichtsschreiber. Beweggrund und Folge, Ursache und Wirkung werden erwogen und abgegrenzt.

In der Naturforschung sind wichtige Naturgesetze der Ertrag, ja, der Gedanke der Gesetzmäßigkeit in der Natur selbst erschließt sich den griechischen Forschern: sogar die Bewegung der Erde um die Sonne erfaßt Aristarch von Samos.

Das stolze Gebäude der Mathematik und der Logik errichten Griechen vorbildlich und beinahe endgültig.

Ihre Denker dringen in die letzten Fragen ein, und erst die Nachfahren der Germanen setzen dieses Erbe fort und mehrten es.

Ihre Ärzte schaffen die wissenschaftliche Heilkunde und wenden sie nach sittlichen Grundsätzen an.

Gellas erzeugt zwar trotz starker religiöser Kraft keine die Welt ringsum in ihren Bann zwingende Religion, aber es erzeugt die Blüte der Philosophie, das Vertrauen zur eignen Erkenntnis und die Gewissenhaftigkeit in der Erkenntnis der Welt.

Ein guter Teil an abstandwahrendem, Übersteigerungen abholdem nordischem Fühlen spricht

sich darin aus, und auch darin, daß das Priestertum in gemäßigten Grenzen und der griechische Geist unbedingt frei bleibt.

Sich selbst treu bleibt er nicht immer. Zwei Gefahren bedrohen ihn: die mittelländische Neigung zur Pose und die vorderasiatische zur Rabulistik. Beide gehen eine verhängnisvolle Mischung ein im Redner und Sophisten, der unter dem Vorwande, die schwächere Sache zur stärkeren zu machen, das Recht beugt und, indem er sich den Anschein der Sachkenntnis zu geben weiß, die Sachkundigen verdrängt.

Die politische Zerrissenheit wächst, die Stammesfehden verbrauchen bestes Blut, die Nachkommenschaft wird beschränkt, die fremdrassige Unterschicht kommt hoch.

Große Künstler, Forscher, Denker werden immer seltener, und als Hellas seine Selbständigkeit an Rom verliert, ahmt zwar der Römer den Griechen der alten Zeit noch nach, aber der Grieche dieser Spätzeit, der Graeculus, der sich griechisch gebärdende Bastard, ist sein Sklave, Speichellecker und Spaßmacher.

Rom

Mit den Griechen verbindet uns Neigung, Kampf mit den Römern.

Die Italiker bringen in ihr neues Land bereits den Keim ihrer künftigen Größe, die befestigte

Anlage ihrer Siedlung mit, die das Urbild des römischen Heerlagers ist. Aber schon früh fließt in das Staatswesen, das sich unter ihnen zum beherrschenden empor-schwingt, in das römische, viel Rasse-fremdes von den aus Kleinasien stammenden Etruskern her ein. Das zeigt sich am deutlichsten an seiner Einrichtung, die Zukunft mit abergläubischen Mitteln, wie der Leberschau, zu erkunden, oder die erzürnten Mächte bei Blitzschlag, Mißgeburten und anderen schreckhaften Zeichen durch Opfer zu versöhnen.

Es einen sich im römischen Wesen zur Nüchternheit gesteigerter Wirklichkeitsinn, hohe Geisteskraft im Dienste eines unersättlichen Willens nach Macht, ein Grundton des Düsternen und Abergläubischen, starke religiöse Gebundenheit. Es fehlt der letzte Aufschwung zum Ewigen, die künstlerische Verklärung, der aufs Unbedingte, Allgemeingültige gerichtete Erkenntnisdrang. Der Einfluß der griechischen Siedlungen in Unteritalien schafft kein hinreichendes Gegengewicht.

Rom vernichtet Karthago und rettet die Völker des Mittelmeeres vor dem Semitentum, aber es vertritt, indem es sich vom Stadtstaate zum Weltreiche entfaltet, nur Interessen, keine Ideale.

Seine gewaltigsten Schöpfungen, sein Heerwesen und sein Recht, werden vorbildlich, aber in beidem entfernt es sich vom altitalischen, indogermanischen Grunde.

Das Heer, ursprünglich die bewaffneten Gesip-

pen, wird zur straff organisierten, in ihrer Masse landfremden Söldnertruppe, der sich der Staat, als sein eigener Blutstrom versiegt, ausgeliefert sieht.

Das Recht beruht auf der Familie in ihrem Verhältnisse zu Sippe und Volk. Aber an Stelle der Familie tritt ihr Rechtsträger, der Familienvater, mit unumschränkter Gewalt über sein Eigen, auch seine Hausgenossen, und an Stelle des blutverbundenen Volkes der Staat, dessen Bürger schließlich auch freigelassene Sklaven und Bastarde aus den eroberten Provinzen werden. Rechtsanspruch aus geschriebenen Gesetzen gilt und nicht das ewige Recht, und das Recht der Römer wird zum Recht für alle, das Volksrecht zum Staatsrecht, und zwar in einem Staate, der aus den Fugen geht.

Der nordrassische Italiker hat nichts mehr voraus vor dem schlauen eingebürgerten Orientalen: Rassenfremde gelangen in die höchsten Ämter, fremde Kulte finden Eingang, die Sittenverderbnis greift um sich, das nordische Blut versickert im Völkerbrei.

Geer und Recht, Machtentfaltung und Interessenschutz, geistige Leistungen von weltbezwingender Kraft, sind für Rom, was für Indien und Iran ihre Religionen waren, für Hellas seine Philosophie.

Nur sind die Religionen für ihre Befenner erfüllende Inhalte, jene beiden geistigsten Schöpfungen Roms aber alsbald Hülfsen ohne Kern.

Jedoch auch die religiösen Bekenntnisse haben einen ähnlichen Weg hinter sich, wie besonders in

Iran zu sehen war. Die ursprüngliche Lehre, Religion wie Sittenlehre, ja auch das Philosophieren, waren rassistisch bestimmt; der Anteil am Opfer war auf die Sippen-genossen beschränkt.

Erst später erweiterte sich die Religion von der Gemeinschaft der Stammverwandten zu der Gemeinschaft der durch ein Bekenntnis miteinander Verbundenen. Diese neue und so viel äußerlichere Gemeinschaft wurde dann führend im Staate und vorbildlich für andere; sie wurde sogar — ähnlich wie das verliehene Recht — für solche anderen eine Art Ersatz der Blutzugehörigkeit, die ihnen fehlte. So entschied das Bekenntnis, während der Rasse-gedanke, die Verbundenheit durch das Blut, zurücktrat. Der Weg zu den Weltreligionen war freigelegt.

Als das Christentum, aus jüdischem und iranischem Saft genährt, nach Rom kommt, wächst in die Hülse ein neuer Kern. Das römisch-katholische Christentum setzt mit seinem zur kämpfenden Kirche organisierten Klerus den Gedanken des römischen Heeres, mit seinem Anspruche auf Weltgeltung den weltlichen Machtanspruch des Imperiums mit vergeistigten, geistlichen Mitteln fort.

Die Germanen

Zweier Feinde wird Rom nicht Herr: der Parther im Osten und der ungleich gewaltigeren Germanen. Will man diese richtig schätzen, dann darf man die

anderen nicht auf der Höhe ihres Schaffens neben sie stellen, sondern Indier, Iranier, Griechen, Italiener sind ihnen nur vergleichbar zu der Zeit, ehe sie ihren Schicksalspfad betreten hatten. Nimmt man es aber so, dann erweisen sich die Germanen als gleichwertig, ja in manchem überlegen. Sie sind der im Norden verbliebene Rückhalt der Rasse, und während die anderen gewannen und versagten, wuchsen sie langsam und stetig aus eigener Kraft und ohne den Antrieb durch fremde Reize.

Durch drei Jahrtausende erstreckt sich das germanische Eigengestalten.

Das Germanentum der Bronzezeit (1800 bis 800 v. d. Ztr.) steht dem frühesten Griechentum nahe. Beide kennen den Kampfwagen, beide die zierende Spirale an Schmuck und Waffen. Aber die germanische Zierweise ist in sich geschlossener, innerlicher, edler. Die Germanen üben auch seit alters das kunstreiche Schnitzen des Holzes und sind Meister im Schiffbau. Die bronzezeitlichen Felsritzungen Schwedens geben davon ein reiches Bild.

Den Griechen und den Germanen genügen im wesentlichen zwei Kleidungsstücke: Hemd und Mantel, beide nicht geschneidert.

Den Luren, den großen, kunstreich aus Bronze gegossenen, drei Oktaven und über 20 Töne umfassenden Blashörnern der Germanen können die Griechen auch später nichts Ähnliches zur Seite stellen. Die Ansätze einer Art kultischen Dramas

haben die Germanen bereits in der frühen Bronzezeit, wie die Felsritzungen ausweisen.

Die Zwillingsgötter der Germanen sind Heilande und Retter aus Todesnot. Das mit ihnen verknüpfte Doppelfönigtum der Wandalen und anderer germanischer Stämme hat sein Gegenstück in den Dioskuren und den Doppelfönigen der Spartaner. Dieser Glaube reicht auch bis Iran und Indien.

Altnordische Lobpreisungen des Gottes Thor (Donar) als Besieger von Unholden und Riesen stimmen überraschend zu altindischen des Gottes Indra.

Das nächste Jahrtausend, die frühe Eisenzeit (800 v. d. Ztr. bis 200 n. d. Ztr.), bringt den Germanen harte Prüfungen, aber auch die Bewährung.

Der Norden wird kalt, die Stämme suchen Land. Aber ein eiserner Wall bewaffneter Völker ringsum muß erst in mühsamem Ringen durchbrochen werden. Am wichtigsten ist die Auseinandersetzung mit den Kelten und dann mit den Römern im Westen, der Durchbruch durch die Illyrer und der Vorstoß bis zum Schwarzen Meere im Osten. Von hier, dem Gotenreiche, aus rollen dann die Germanen am Schlusse des Jahrtausends die römische Grenzverteidigung auf.

Rom erkennt die Größe der Germanen, aber es will sie nicht anerkennen. Es hält sich für überlegen, aber seine Zivilisation ist eine Kultur des Verfalls

und bloßer Schein. Was sie den Germanen aufzwingen wollte, war wenig Gutes.

Der germanische Heerbann, nach Sippen geordnet, beruhte auf den Banden des Blutes, auf freier Gefolgschaft und kühnem Einsatz. Die römische Unterordnung, Bewaffnung, Berechnung wollte man nicht nachahmen.

Maß, Gewicht, Münze standen im Dienste des aussaugenden römischen Handels.

Die Einfuhr des Weines haben germanische Stämme mit Recht öfters verboten, jedoch erfolglos.

Den Gartenbau, den die Römer selbst erst frisch aus Griechenland und Kleinasien übernommen hatten, brauchte man nicht.

Der Steinbau hat auf lange Zeit die Kunst germanischen Holzbaues erdrückt.

Das römische Recht war nur für die Römer da und artete meist in Unrecht aus.

Nichts läßt sich den Greueln des Zirkus und der Ausbeutung und Entwürdigung der Sklaven in Rom vergleichen.

Die römische Religion war ein Gemisch von Unglaube und Aberglaube geworden. Den höheren geistigen Werten, die man in volltönenden Grundsätzen verkündete, widersprachen Leben und Taten.

Den Nachwuchs beschränkte man, das römische Volkstum verfiel.

Jene germanischen Stämme, die in diesen Ver-

derb hineingerieten, wurden den anderen zum warnenden Beispiel.

Erst als Rom den Germanen zugefallen ist, wird ihnen sein Nachlaß zur Gefahr.

Das dritte Jahrtausend, die späte Eisenzeit (200 bis 1200 n. d. Ztr.), verläuft dann in zwei Strängen.

Die Germanen schreiten noch einmal auf dem einbrechenden Grunde der Völkerwanderung und auf dem schwankenden der Wikingerzeit im Hochgefühl ihrer Erfolge zur Selbstdarlegung ihres Wesens mit neuen Ausdrucksmitteln, vertieftem Formwillen, unbeirrbarer Sicherheit — und die Germanen verlieren allenthalben diese Sicherheit, erliegen ihnen aufgezwingener Form und machen sie sich doch so zu eigen, daß die erstarrte fremde Zivilisation in ihrer Gut Kultur wird.

In der Völkerwanderung schaffen die Germanen eine neue Zierkunst, die Tierornamentik, eine neue Dichtkunst, die Heldenlieder; in der Wikingerzeit steigern sie beides zu Werken von hohem persönlichem Ehrgeiz; Preislieder, Prosaerzählung, die Anfänge einer wirklichkeitsverhafteten Geschichtsschreibung treten hinzu.

Diesen beiden Gipfeln des Eigengestaltens stehen im anderen Stränge des Verlaufes zwei Täler des Nachlassens dieses Eigengestaltens und daher zugleich Gipfel eines neuen Fremdgestaltens in klarem Abstände gegenüber: die karolingische Renaissance der Antike, die etwa zwei Jahr-

hunderte nach dem Ende der Völkerwanderung einsetzt und zur Folge hat, daß die Bildung des Mittelalters volksfremd, lateinisch, bleibt; und die italienische Renaissance mit ihren Auswirkungen nach dem Norden. Sie setzt etwa zwei Jahrhunderte nach dem Ende der Wikingerzeit ein, und die deutsche Bildung bleibt volksfremd, humanistisch. Auch die Reformation greift nicht durch.

Doch hat unterdessen der vorwärtsdringende Geist der nordischen Rasse in den Kreuzzügen und Entdeckungsfahrten mit den geistigen Errungenschaften anderer Völker und Kulturen Fühlung genommen. Die Naturwissenschaften blühen auf. Und germanischer Geist setzt in ihnen eine neue Frucht an. Das Weltbild wird weiter und klarer als je bisher, und in ungeahntem Ausmaße treten die errungenen Erkenntnisse in den Dienst des Lebens.

Was ist deutsch?

Die deutsche Entwicklung ist an diesen Vorgängen, die sich über alle germanischen Nachfolgevölker erstrecken, führend beteiligt. Aber sie kann keine einheitliche sein, denn zwischen ihr und dem Germanischen liegen vier tief einschneidende Risse.

Der erste Riß entsteht im Siedlungsgebiete. Infolge der Räumung des Ostens dringen die Sla-

wen ein und besetzen ganz Norddeutschland bis zur Elbe, Mitteldeutschland bis zur Saale, Böhmen, Mähren, die Ostmarken bis zum Balkan, das frühere Ostgotenreich bis zum Schwarzen Meere. Die spätere deutsche Kolonisation des Ostens kann nur einen Teil des Verlustes rückgängig machen.

Der zweite Riß betrifft die Kultureinstellung. Die Kelten werden zwar überrannt, aber in der Lombardei, in Gallien und in Spanien ist die germanische Erobererschicht zu schwach, die keltisch-römische Bevölkerung setzt sich in der Sprache und vielfach auch in der Zivilisation durch, und das überschwemmt die angrenzenden germanischen Gebiete mit Einflüssen, die das Erstarren auf der Grundlage des eigenen Volkstums erschweren. Die Übernahme des römischen Rechts ist das sinnfälligste Wahrzeichen dieses Vorgangs.

Der dritte Riß erfolgt in der Gesellschaftsform. Während der langen, schicksalsreichen Wanderungen verfallen Volksversammlung, Heeresverfassung, Sippenwesen und alter Aufbau des Volkskörpers. Das Königtum gewinnt an Macht, setzt Unfreie und Fremde über das freie Volk, erniedrigt es mit der Zeit zu Untertanen, schafft sich Städte und Staaten und herrscht durch seine Hausmacht und durch den Gegensatz der Stände.

Der vierte Riß vollzieht sich in der Seele der Menschen; denn zuerst übernehmen die Ostgermanen das Christentum in seiner arianischen Form von

Byzanz, und der Gote Wulfila übersetzt die Bibel um die Mitte des 4. Jahrhunderts; dann aber übernehmen es die Westgermanen und besonders die Franken in seiner katholischen Form von Rom her. Und sofort entbrennen aus der Religion des Friedens neue Bruderfehden, und man spielt den Glauben als Machtmittel aus. Es braucht Jahrhunderte, ehe er wirklich in die deutsche Seele hineinwächst, und die Frage, ob und wie eine wahre innere Einheit möglich ist, wird immer wieder fällig. Die Folgen dieses Zwiespalts und die verschiedenen, nie durchgreifenden Versuche, sich zur Heilung aufzuraffen, auch den Volkskörper gesünder aufzubauen, die dem Germanen unzuträgliche romanische Zivilisation zugunsten eigener Kultur zu überwinden und endlich die Slawengefahr zu bannen, machen dann die innere und äußere Geschichte des Deutschtums aus.

Die Risse verharschen nur oberflächlich. Neue, wie der katholisch-evangelische, treten hinzu. Selbst dort, wo sich das Deutschtum wieder aus seinem Eigengute festigt, wie in der Sprache, bleibt der ekle Schwarm fremdsprachlicher Kunstausdrücke in Ehren. Es trägt sich viel an Kultur in Deutschland zu, auch an unvergänglich hoher Kultur, und doch schreitet der Verlust an deutschem Wesen immer weiter fort. Der Humanismus bringt die Berührung mit den rassistisch verwandten Werten des klassischen Altertums, aber er nimmt es in Bausch und Bogen und weiß das Arteigene noch nicht vom Abwegigen zu sondern. Endlich erhebt das internatio-

nale Judentum sein Haupt, die Humanität wird zum Zerrbilde ihrer selbst, die Rasse gerät in Gefahr.

Will man nach diesem Blick aufs Ganze des germanisch-deutschen Kulturverlaufs die Frage beantworten: Was ist deutsch? dann können Verallgemeinerungen nicht genügen wie etwa: Deutsch sein heißt wahr sein, treu sein, eine Sache um ihrer selbst willen tun, und so weiter. Besser ist es schon, wenn Friedrich Nietzsche darauf hinauskommt: Deutsch sein heißt noch immer werden, noch eine Zukunft haben.

Man muß unterscheiden: Deutsch de lege lata und Deutsch de lege ferenda. De lege lata nach dem Gesetz des schon Gewesenen und sich noch in der Gegenwart Auswirkenden heißt Deutsch sein, mit jenen vier Rissen und etlichen inzwischen hinzugekommenen noch nicht fertig geworden sein, an diesem Schicksal tragen, aber auch immer wieder neue Kräfte aus ihm schöpfen und einen einzig dastehenden Reichtum des Kulturgestaltens entfalten. De lege ferenda, nach dem Gesetze, das wir in der Zukunft verwirklichen wollen, heißt aber Deutsch sein fortan: altes Unheil bannen und einer glücklicheren, einheitlicheren und deshalb nicht minder reichen deutschen Kultur den Weg bahnen.

Noch keinem Geschlechte standen die zur Gesundung nötigen Einsichten so zu Gebote wie uns. Die ganze Weltgeschichte stellt sich uns neu dar, alle Vergangenheit wird nach einem Worte Nietzsches zum Sahnenschrei unserer Zukunft.

Solgerungen

Aus der Schau auf den weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Weg der nordischen Rasse bestimmt sich unser eigener geistiger Ort vor Zeit und Ewigkeit, und darin liegt der Kern der Lehre und der Anfang aller Nutzenwendungen. Können wir auch nicht mit Völkern, Staaten, Kulturen planmäßige Versuche anstellen wie in der Physik oder Chemie, so hat doch in der Geschichte sich viel Unterschiedliches zugetragen, das, wenn man es richtig betrachtet, den Wert solcher Versuche besitzt.

1. Die Bewährung

Eine ähnliche Bewährung wie die Völker der nordischen Rasse haben die Völker anderer Rassen noch nicht erbracht, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart.

Vielleicht denkt man an die großen Aussichten der Völker des Ostens. Aber die Chinesen haben in ihren Hafenstädten und in Amerika seit etlichen Geschlechterfolgen in die europäische Kultur ähnlich hineinwachsen können wie ehemals die Indogermanen in die Kultur des alten Orients und der Mittelmeervölker, und doch ist nichts davon zu merken, daß hier eine neue, zu geistig-sittlicher Führung berufene Rasse in die Weltgeschichte eingreift, während dies bei den Indogermanen sofort augenfällig wurde.

Die Japaner, die heute ungeheure Geburtenüberschüsse haben und die halbe Welt beanspruchen,

stehen auf dem Boden der europäischen Zivilisation und wären ohnmächtig ohne die Waffen, die wir ihnen selbst geliefert haben. Ob es ihnen gelingen wird, die aufgegriffene fremde Kultur steigernd aus Eigenem fortzusetzen, muß sich erst zeigen. Noch fehlen über das Entlehnte grundsätzlich hinausgreifende Leistungen in Wissenschaft und Technik.

Die Träger vorindogermanischer Kulturen des Altertums haben ihre eigene Kultur nicht mehr fortzusetzen vermocht, als die Indogermanen kamen. Die anderen Rassen blieben im Schlepptau.

Die ostische Rasse hat keine führenden Gründungen und Schöpfungen zu verzeichnen, weder in der grauen Vorzeit bei ihren ersten Vorstößen nach dem Westen, noch bei den zahlreichen späteren zerstörenden Einbrüchen der Völker des Ostens in die Kulturen Vorderasiens und Europas. Dennoch kann ostische Nüchternheit, Beharrlichkeit und Betriebsamkeit im Alltag Wichtiges, Bestandsicherndes leisten.

Auch die dinarische Rasse ist aus sich heraus nie politisch oder sonst hervorgetreten. Wo sind Reiche, die sie gegründet, Kulturen, denen sie das Gepräge gegeben hätte? Man rühmt ihre musikalische Begabung. Aber wo diese Völker noch Musik eigener alter Stufe haben, ist sie ein Schwingen um wenige vorstoßende Töne und weit entfernt von allem, was wir im höheren Sinne Musik nennen.

Die der dinarischen nahestehende vordera-
sische Rasse ist allerdings in den Wettbewerb
der Kulturen des alten Orients eingetreten. Das
Reich der Hetiter und das Reich von Mitani stehen
aber schon unter indogermanischem Einfluß. Am
ehesten könnte man das Reich des alten Elam nen-
nen. Aber sein Unterschied von den anderen Hoch-
kulturen des Orients ist nicht artbildend.

Diese Hochkulturen des alten Orients
gehören wie die kretisch-mykenische vorwiegend,
die ägyptische fast ganz in den Spielbereich der
mittelländischen, die altbabylonische in den
der orientalischen Rasse. Die Rolle der gewiß
nicht indogermanischen Sumerer und die Möglich-
keit älterer nordrassischer Kulturanstöße bleibt da-
bei offen.

Für die mittelländische Rasse Europas er-
öffnen diese Leistungen von der ferne her Mög-
lichkeiten.

Diese weltgeschichtlichen Betrachtungen kann
man durch weitere Beobachtungen am deutschen
Volke ergänzen. Zum Beispiel hat Norddeutsch-
land zur deutschen Musik bei weitem nicht so viel
beigetragen wie Süddeutschland. Oder: der keines-
wegs rein nordische, sondern auch verhältnismäßig
ostisch aussehende Beethoven ist ein fast alles andere
überragender Schöpfer deutscher Musik, der vor-
wiegend fälische Gindenburg der Vater des Vater-
landes.

Die anderen Rassen in unserem Volke sind also

mitbestimmend und ebenfalls wesentlich, und erst alle zusammen ergeben das deutsche Volkstum. Ohne den nordischen Rassekern wären sie aber aus sich allein schwerlich imstande, eine Hochkultur auf die Dauer zu tragen und vorwärtszuführen.

Musikalische Begabung allein reicht nicht aus; das Gesamtgeschick liegt in anderem.

Auch die ostische Betriebsamkeit, die fälische Stete sind wertvoll, ja, sie können, wie Sindenburgs Beispiel zeigt, in schweren Augenblicken entscheidend sein.

Gesamtrichtung, Führung, Vorstoß gibt die nordische Rasse.

Die anderen sind wichtige Einschläge und Gegengewichte, wenn nordischer Wagemut sich in Abenteuerersinn, Heldengeist in Kauflust, Erkenntnisdrang in Verstiegtheit zu verlieren droht.

2. Die Mischung

Der weltgeschichtlichen Bewährung der nordischen Rasse im großen und ganzen steht also bei den anderen für unser Volkstum wichtigen Rassen eine Bewährung vor der deutschen Geschichte und im einzelnen gegenüber.

Es liegt nahe, die fünf großen Fälle nordrassisch bestimmter Kultur: Indien, Iran, Hellas, Italien, zuletzt Deutschland, nun gerade aus der Mischung zu erklären. Die nordische Rasse, sagt man, war aus sich heraus zu diesen Leistungen unfähig; erst

die Vermischung mit den anderen Rassen, auf die sie traf, zeitigte das günstige Ergebnis.

In der Tat läuft die Mischung eine Strecke lang neben der Steigerung zur Hochkultur einher. Aber gerade das beweist, daß sie nicht die Ursache ist, denn sonst müßte sie der Steigerung vorangehen. Aber im Gegenteil: sobald die Mischung weitergediehen ist, gerät die Kulturschöpfung ins Stocken, und bei fortgeschrittener Mischung verfällt sie.

Das zwingt mindestens zu der — übrigens falschen — Einschränkung, daß bloß mäßige Mischung kulturschöpferisch wirke, zu weitgehende Kulturzerstörend. Aber es ist eben nur Schein, daß die Hochkultur eintritt, weil die Rassenmischung im Gange ist. Vielmehr zeigte die „kulturschöpferische Rasse“ ihre Anlagen schon vorher und reiner, wenn auch bloß keimhaft. Sie liegen in der geistigen Kraft und in der sittlichen Grundhaltung. Hier und da werden auch die Ansätze noch deutlich: das nordische Megaronhaus als Vorbild des griechischen Tempels, die altitalische Befestigung der Siedlung als Vorbild des römischen Heerlagers.

Nicht die Rassenmischung bringt die Dinge in Fluß, sondern die Reizwirkung der neuen Umgebung, des Landes, der Menschen und ihrer Kultur. Die indogermanischen Völker stellt ihre Wanderung vor die Bewährungsprobe. Auch andere Völker wandern, z. B. Hunnen, Mongolen, Araber; aber sie bewähren sich nicht, oder nur in sehr beschränktem Ausmaße. Kulturen, auf die man

stößt, kann man zerstören, wie die Spanier die mittelamerikanischen, oder man kann sie, wie die Iranier und Griechen tun, als Antrieb zur Entfaltung des Eigenen nützen. Die Gelegenheit, zu zeigen, was ihnen innewohnt, erhalten die Völker vor allem durch eine neue Umgebung.

Sie zwingt sofort zur geistigen und sittlichen Auseinandersetzung und weckt Anlagen, die bisher geschlummert haben. Die Eroberer müssen vieles lernen und das Gelernte anwenden, und manches lehnen sie als artfremd ab oder gestalten es in ihrem Sinne um, und aus alledem zusammen ergibt sich ihr Neues, Eigenes. Sie müssen es so rasch wie möglich ausgestalten, daß es das Fremde übertrifft, wenn sie diesem nicht erliegen wollen.

Die fünf Hochkulturen der indogermanischen Völker setzen die Kulturen der Vorbevölkerung voraus. Wo solche Reize fehlten, wie bei den Kelten, Illyrern, Thrafern, baltischen Völkern, Slawen, stellten sich Hochkulturen nicht ein, trotz der Vermischung mit Vorbevölkerungen. Die neuen indogermanischen Kulturen sind die Antwort des Rassewesens und Volkstums auf die neue Umwelt.

Die rote chinesische Primel blüht bei gewöhnlicher Wärme rot, bei erhöhter blüht sie weiß. Die neue Eigenschaft ist die Antwort auf einen neuen Umweltreiz. Rote chinesische Primelsein heißt, sich so verhalten.

Es ist eine Antwort im Leiblichen. Erst bei höhe-

rer Wärme kann diese Pflanze diese Eigenschaft zeigen, die in ihr liegt.

Und indogermanisches, nordrassisches Volksein heißt, auch im Seelischen antworten. Es heißt, im Norden Rosse zähmen, Milchwirtschaft treiben, den Acker bebauen, das Megaron-Haus schaffen und so weiter, und es heißt im neuen Lande den griechischen Tempel bauen, eine griechische Kultur schöpfen. Erst in Hellas kann dieses Volk zeigen, was in ihm liegt.

Vergleichen gelingt den indogermanischen Völkern in wenigen Geschlechtern.

Die errungene Hochkultur wirkt dann wieder ihrerseits als Umwelt, die Kassengüter höherer Ordnung, die die Träger dieser Hochkultur geschaffen haben, werden weitergegeben. Das geschieht in zwei Richtungen.

Die eine Weitergabe erfolgt zu den Völkern ringsum und besonders zu den stammverwandten, blutsverwandten Völkern im Norden, und das ist der Rückstrom in die Heimat. Die Erbgüter höherer Ordnung, die dem Norden auf diese Art zufließen, sind ihm nicht mehr völlig fremd, sie sind schon durch stammverwandtes Blut hindurchgegangen, werden daher leichter aufgenommen, bergen aber infolge mancher Umbiegungen nordischer Salbung, die sie erlitten haben, auch manche Gefahren. Der Einfluß der Antike auf die Germanen vom Altertume durch die Renaissancen bis zum Sum-

nismus ist das große Beispiel für diesen Vorgang. Die Wanderungen der Germanen kommen ihm zuletzt noch entgegen. Auch der Einfluß Irans nimmt solche Wege.

Die andere Weitergabe erfolgt an die späteren Geschlechter des eigenen Volkes. Aber die Vermischung ist unterdessen in Gang gekommen und hat die alte Kraft lahmgelegt.

Merkt man die Folgen, so ist es meist schon zu spät. Die Gegenwirkungen der zuerst überwundenen fremden Art treten ein, setzen Zerrissenheit, Unsicherheit, Überdruß.

Nicht erst die fortgeschrittene Vermischung führt zum Zerfall, sondern schon die begonnene leitet ihn ein.

3. Das Versagen

Die weltgeschichtliche Bewährung der großen indogermanischen Gründungen begleitet daher auch jedesmal das weltgeschichtliche Versagen.

Aus der Wirklichkeit, die man nicht mehr zu bewältigen vermag, flüchtet man ins Geistige, die ursprüngliche Gesinnung kehrt sich in ihr Gegenteil um.

Wollte der indische Kriegeradel mit dem heldischen Einsatze seiner selbst die Welt erobern, so sucht der indische Büsser der Spätzeit durch Selbstzerstörung „die Welt“ zu überwinden — trotz aller Größe und Tragik eine Warnung für uns, kein Vorbild.

Die blutgebundene, religiöse Weltanschauung und Sittenlehre des iranischen Menschen wird schließlich in den großen Weltreligionen, die aus ihr hervorgehen, zum allgemeinen, religiösen Glaubensbekenntnisse, das auch die Artfremden ablegen — gerade wegen der ungeheuren Auswirkung in Raum und Zeit und nach innen, eine Warnung für uns, kein Vorbild.

Die auf den Sippenverband gegründete Adelszucht des nordrassischen griechischen Menschen wird in der artfremden Stadt zur Stadtordnung, zeitigt die Mehrheitsbeschlüsse und die Demokratie und versandet in einer allgemeinen advokatorisch-politischen Bildung — obgleich uns ein halbes Jahrtausend lang von den Humanisten nahegebracht, eine Warnung für uns, kein Vorbild.

Der Gesellschaftsaufbau und die Rechtsordnung des römischen Volkes wird im römischen Staate zu einem dieser Grundlage entfremdeten, als allgemeingültig hingestellten, verwickelten System der Rechtsbegriffe und wird auch uns aufgezwungen und verdrängt unser arteigenes Recht, und wir können uns durch ein Jahrtausend nicht genug daran tun, das fremde auszubauen und uns daran zu verlieren — eine Warnung für uns, kein Vorbild.

Voll Warnungen endlich ist auch die eigne deutsche Geschichte. Kein Beringerer als Lagarde bezeichnete sie noch als stetig fortschreitenden Verlust an deutschem Wesen. Aber was sich bei den anderen indogermanischen Völkern abgespielt hat, hat sich nicht

bloß rund um uns abgespielt, sondern auch für uns.

Unser Sonderfall rückt in große Zusammenhänge und wird in seinen Ursachen verständlich, in seinen Mängeln heilbar. Was den anderen gelang und zustieß, gereicht uns zu Nutz und Lehre.

Es wirkt auch alles in mannigfachen Abstufungen in unserer deutschen Geistesgeschichte fort, als römisches Recht, als Christentum und Kirche, als Humanismus und in vielen anderen Einrichtungen (Institutionen), zu deren jeder wir anders stehen, wenn wir sie als deutsches Schicksal hinnehmen und anders, wenn wir um Arteignes und Artfremdes in ihr Bescheid wissen und dies Wissen willenbildend in uns haben reifen lassen.

Unkraft und Kraft

Infolge der Risse in unserem Volkstume, der Hemmungen in seiner Entwicklung, des Einströmens vorbildlicher Ergebnisse, aber auch ablenkender Fehlergebnisse stammverwandter Kulturen, haben sich in der unseren seelische Reste bestände eingestellt, die aufzuarbeiten, Minderwertigkeitsgefühle, die abzubauen und durch Freilegen der schöpferischen Kräfte zu überwinden sind.

Immer wieder hat man uns eingeprägt, daß unsere Ahnen rohe Wilde waren, nichts aus sich

selbst hatten und alle ihre Bildung dem Fremdgute des weit überlegenen Ostens, Südens und Westens verdanken.

Man sprach von unserer „Unkraft zur Form“ und pries die Antike, die Franzosen oder gar China als Mittel, sie zu bannen; selbst von unserer Unkraft zum Sittlichen wagte man zu faseln.

Das Gegenteil trifft zu.

Altgermanische Kunst hat in der Bronzezeit und nochmals, mit anderem Formenbestand, in der Tierzier der Völkerwanderung und der Wikingerzeit strenge Stilgesetze, auch die germanische Dichtung eine unvergleichlich starke und hohe Kraft der Formgebung und Eigengesetzlichkeit. Durch das Vorsetzen fremder, als vorbildlich hingestellter Formen, so groß und bedeutend sie an sich sind, wird die Seele gehindert, ihre Fittiche zum Fluge nach den Eilanden eigener Sehnsucht zu entfalten. Die Form wird Gefängnis und Fessel, wenn sie nicht aus Eigenem erwächst, und es ist kein Wunder, wenn sich aus einem Durcheinander aufgedrängter Formen Unkraft einstellt.

Im Sittlichen ging es ähnlich.

Die oft verfochtene Ansicht, vor dem Christentume habe es überhaupt nirgends noch wahre Sittlichkeit gegeben, außer etwa bei den Juden, ist ebenso empörend wie engherzig, und sichtlich falsch. Man darf nicht Sittlichkeit und Christentum ohne weiteres in eins setzen, und es gibt viel hohe Sittlichkeit außerhalb des Christentums, das in seinen

verschiedenen Bekenntnissen nur einen Bruchteil der Menschheit, auch der Kultur Menschheit, umfaßt.

Die dogmatische Intoleranz des politischen Katholizismus und Protestantismus werden wir nie teilen, sondern ihr mit klarer Entschlossenheit entgegen treten, wo immer es herausgefordert wird.

Was an den sittlichen Werten der Germanen hing, zeigt sich besonders im Norden, als das Christentum sie zerstört, noch ehe es selbst innerlich Wurzel fassen und den keineswegs so ganz freiwillig Bekehrten schon wahrhaft etwas sein kann.

Denn die Eiferer des neuen Glaubens lehren die ewige Verdammnis der Ahnen, und alsbald durchwühlen Grabräuber die Hügel der Vorzeit mit goldgierigen Händen. Die Frau, bis dahin als der Gottheit nahe hoch verehrt, gilt nun als mit dem Teufel im Bunde. Eine vorher unbekannte, Blutzengen schaffende Grausamkeit stellt sich im Gefolge dieser rücksichtslosen Bekehrung im Norden ein.

Jahrhunderte währte es, ehe die Entwurzelung der germanischen Stämme durch die Völkerwanderung und die in sie verflochtenen Erschütterungen des Glaubenswechsels halbwegs überwunden waren. Und als das Christentum in der Machtgier seiner zu Pfaffen herabgesunkenen Priester, in der Käuflichkeit seiner Heiligtümer zu entarten drohte, war es germanische Sittlichkeit, die es in der Reformation aus dem schmachvollen Verfall, und germanisches Blut, das es mit Hilfe von Gustav Adolfs

Dalekarliern vor dem Durchgreifen der Gegenreformation errettete. Trotzdem gibt es Christen, auch deutsche, die das vergessen, es dem germanisch-deutschen Wesen keineswegs danken und ihm einreden wollen, daß umgekehrt alle Pflicht des Dankes lediglich auf seiner Seite und daß es aus sich heraus nie etwas gewesen sei.

Mit Behagen weist man immer wieder auf vermeintliche oder wirkliche Fehler der Germanen hin. Sie waren trunksüchtig, spielwütig, leidenschaftlich — wenn die Römer sie um schnöden Gewinn verderbten. Sie übten an dem Mörder Blutrache — in einer Zeit, in der dadurch leichtfertige Untat wirkungsvoll bekämpft wurde.

Die germanische Rachsucht, die meist im Dienste gekränkter Ehre stand, wird gern und oft getadelt, aber selten freidet man den Semiten ihre unerbittlich grausame Forderung an: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Nicht etwa bei ihnen, nein, bei den Germanen, sagt man, habe die eisige Luft des Heidentums geweht, oder dessen Tigerklaue sich gezeigt, oder wie die Stilblüten sonst vom Baume solcher „Erkenntnis“ fallen.

Versuchen wir aber, das Deutsche wieder auf das Germanische zu gründen, dem es entstammt, dann ist es kennzeichnend genug immer das Sittliche, das uns als Vorbild leuchtet, und das sich in dieser Art nirgend anderswo sonst noch findet.

Nicht darum geht es, wieder in Runen zu schrei-

ben, obgleich es uns in der Tat an eine wuchsrechte deutsche festliche Schrift hinführen könnte.

Auch nicht darum, aus germanischem Zierwerk unser Kunsthandwerk zu beleben, obgleich die Folgen für Stilsicherheit und Stilgestaltung auch der höheren Kunst alsbald gewiß sehr wesentliche wären.

Ferner auch nicht nur darum, die alten, ergreifenden Heldensagen und Göttersagen und nicht immer bloß die schon so oft dargestellten biblischen und klassischen Stoffe einer neu aufblühenden Dichtung und Bildkunst zuzuführen oder auch die ewigen Werte altgermanischer Religiosität in künstlerischem Gestalten zu heben.

Endlich auch nicht bloß darum, unseren Kindern wuchsrechte Namen zu geben.

Sondern noch ganz andere Werte des germanischen Altertums stehen uns richtunggebend vor Augen:

Der Führer und die Gefolgschaft,
Ehre, Mannentreue,
die Jugendbünde,
das germanische Recht,
Verehrung der Ahnen und Liebe zur Sippe,
der Erbhof,
die Rücksicht auf das Gemeinwesen — wir nennen es heute den sozialen Gedanken —,
die Heiligkeit der Frau,
die Familie als Keimzelle des Volkes,
die Heimat, die Minne.

Es sind nicht lediglich Gedanken, nicht lediglich Gesinnungen, sondern auch Einrichtungen. Sie alle sind blutbedingt und überzeitlich. Sie gelten für jede Kulturstufe. Wir brauchen auf sie nicht zurückzugreifen, wir brauchen bloß Selbstverständliches, von dem wir zu unserem Schaden abgedrängt wurden, in seine uns gemäße Geltung einzusetzen. Einzig der Zugriff auf den auch uns gegebenen germanischen Wesenskern ist hier das Entscheidende.

Der Weg zu uns selbst

Kultureinrichtungen, die wir von außen, von den Völkern um uns, überkommen haben, sind von dieser innerlich erfaßten Mitte her zu beurteilen.

Viel Indogermanisches ist uns durch diese Einrichtungen in gehobener, verfeinerter, auch vertiefter Form, freilich manches auch abgewandelt und entfremdet, wieder zugeflossen. Wir werden das uns Gemäße daran nicht missen, geschichtlich Gewordenes in seinen echten Auswirkungen nicht stören wollen. Aber wir müssen mit leidenschaftlicher Hingabe dafür sorgen, daß unser Eigenstes Raum gewinnt, endlich auch aus eigener, nun lang genug schon gehinderter Kraft zu wachsen.

Hier heißt es, sich ähnlich verhalten wie bei den anderen Rasseeinschlägen, die deutsches Wesen mitbestimmen oder mitbestimmen wollen. Was sich als allzu fremd erweist und uns zerstören will, wie der

angemäße Einfluß des Judentums auf unsere deutsche Kultur, das weisen wir ab.

Anderes, geschichtlich und innerlich mit deutschem Wesen verbunden, ist aus diesem heraus entweder zu erfüllen oder zu überwinden. Der völkische Gedanke des Nationalsozialismus kann hierin nichts vorschreiben als die Pflicht zu innerer Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeit, Ganzheit, und nichts vorsorgen als den Spielraum für wirkliche Gewissensfreiheit bei den sich anbahnenden großen Entscheidungen.

Grundfragen, um die heute allenthalben gerungen wird, sind: arteigenes Recht, arteigener Glaube, arteigene Bildung und Erziehung.

Die neun Gebote des arischen Rechtes weisen bereits die Richtung.

Für den Glauben ergibt sich Wesentliches aus der weltgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Schau. Die Frage aber, wie weit dem Christentum Arisches zugrunde liegt, steht hier nicht zur Erörterung und ebensowenig die religiöse Frage überhaupt. Doch sei auch in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei den Standpunkt eines positiven Christentums vertritt, ohne sich an ein besonderes Bekenntnis zu binden.

Der Versuch, einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen dieser Stellungnahme und dem Eintreten für das Arteigene abzuleiten, ist nicht berechtigt. Auch der Humanismus stand und steht nicht im Gegen-

sätze zum Christentum, obgleich er die ewigen Werte des heidnischen Altertums der Griechen und Römer vermittelte. Weshalb soll es da unzulässig sein, daß wir die ewigen Werte des eigenen Altertums und der gesamten nordrassischen Überlieferung ebenfalls endlich gehoben wissen wollen?

Man kann, wenn man will, davon ausgehen, daß erst das Glaubensbekenntnis feststehen muß, ehe an Erziehung und Bildung zu denken sei; man kann aber auch davon ausgehen, daß Erziehung und Bildung erst den Grund legen müssen, auf dem aus hinreichend ausgebreiteter Schau von der Welt eine Weltanschauung erwachsen kann, die nicht durch Erfahrungen und Erkenntnis bedroht ist, beiden daher auch nicht auszuweichen braucht und außerhalb des dogmatischen Bereiches der Bekenntnisse für alle einen festen Grund legt.

Im Leben läßt sich eins vom andern, Glaube vom Wissen, Bekenntnis von der Lehre, gar nicht trennen. Jede Kinderstube hat ihre Glaubensgrundlage oder leidet daran, daß diese zu dürftig ist, und jede Schule führt mit dem Wissen, das sie bietet, auf Festigkeit eines Glaubens hin oder leidet daran, daß ihr das nicht recht gelingt.

Humanismus und deutsche Bildung

Der Humanismus, auf dem unser höheres Schulwesen seit Jahrhunderten beruht, ist ebenfalls ein solcher Glaube und war, weil nicht an

Dogmen gebunden, neben dem Christentume möglich. Seine Grundlage ist nicht das griechische und römische Heidentum, sondern ein völkischer Gedanke, der Gedanke vom überragenden Werte zweier indogermanischer Volkstümer, des griechischen und des römischen, der Antike.

Er war ein starkes und wertvolles Gegengewicht gegen die Abkehr von dieser Welt, in die gerade innerlich sehr deutsche Menschen aus ihrem Christentume nicht selten verfielen.

Er brachte den gesunden Ausgleich in der Pflege von Leib und Seele, und er brachte Schulen mit einem echten, sehr hoch gesteckten und durchaus idealistischen Bildungsziele.

Endlich brachte er die Berührung mit hohen und in vielem artgemäßen Kulturgütern und den Anreiz, sie zu mehren.

Aber in seiner alten Form kann er uns doch nicht mehr befriedigen. Nicht nach dem klassischen Menschen suchen wir, sondern wir wollen den deutschen.

Das Griechentum ist für uns längst nicht mehr ein absoluter Menschheitswert, das Weltbürgertum, in das es sich verlor, bedeutete nicht die Erfüllung, sondern den Verlust seines völkischen Gedankens, wie die griechische Demokratie nicht Erfüllung, sondern Verlust des altgriechischen Adelsgedankens war.

Die Griechen vermochten nicht den Persern, die Römer nicht den Germanen gerecht zu werden; was sie nicht verstanden, galt ihnen als barbarisch.

Erst wenn der allzu enge Gesichtskreis der Antike gesprengt ist, tut sich der weltgeschichtliche Hintergrund des Indogermanentums und die geistesgeschichtliche Leistung der nordischen Rasse und der Wert der altgermanischen Kultur auf, die in ihrer äußeren Erscheinung nur deshalb nicht ebenso glänzt, weil sie urwüchsiger ist und spröder; denn ihre inneren Werte sind in vielem die größeren.

Für uns als Erben dieser Werte gehören auch Inder, Iranier, Germanen zum nordischen Altertum. Die Philologien dieser Völker samt den zugehörigen Archäologien können nun freilich nicht alle zusammen an den Schulen betrieben werden, und schon die griechische und römische hat ihre Schwierigkeiten. Um so wichtiger ist der Ertrag dieser Forschungen als jeweils erreichbares und lebensnahe darbietbares, bildendes, willenbildendes Endergebnis.

Außerdem fordern wir Durchdringung der Schule, auch der höheren und der Hochschulen, mit deutschem Geiste nach Darbietung und Inhalt so weit, daß die Antike in den richtigen, noch immer richtunggebenden Abstand von uns rückt und uns zu unserem Eigensten und zu einem neuen geistigen Gestalten, an dem alle Schichten unseres Volkes in gehörigem Abstände teilhaben können, auf der bisher vorenthaltenen heimischen Grundlage Anregung und Raum gibt.

Der klassische Mensch wird für uns zum nordrassischen, und die andersrassisch bestimmten Kul-

turen sind teils Voraussetzung seiner Schöpfung, teils stehen sie ihr zur Seite. So kann der Humanismus und sein Bildungsziel wuchersrecht in den völkischen und rassischen Gedanken des Nationalsozialismus einmünden, und zugleich wird der Weg frei, auch die anderen nordischen Kulturen und die fremdrassisch bestimmten Kulturen in ihrem Werte zu würdigen. Die nordische Rasse und das deutsche Volk haben es nicht nötig, sich zu überheben oder gar andere Kulturvölker als Barbaren oder unfähig zu wahrer Kultur herabzusetzen.

Das Ergebnis muß sein, daß an die Stelle des Humanismus, der seine Sendung im Leben unseres Volkes erfüllt hat, eine wahrhaft deutsche Bildung und eine ihr den Weg bereitende, tatkräftige Erziehung tritt. Die Folgen für den Glauben und jedes Glaubensbekenntnis können nur segensreich sein.

Deutsche Bildung

Erziehung und Bildung

Zwei Gefahren bedrohen den werdenden deutschen Menschen: Erziehungswahn und Bildungswahn.

Die Erzieher der alten Schule glaubten, daß alle Menschen gleich sind und die Erziehung mit jedem jedes Ziel erreichen könne, das man sich stecke. Stößt man auf Schwierigkeiten, dann braucht man nur mehr und bessere Erzieher und Lehrer einzusetzen.

Diesen Wahn hat die Einsicht in die Vorgänge der Vererbung und in das Schicksalhafte der Erb- anlagen zerstört. Der Erziehung, auch der Bildung, sind Grenzen gezogen. Sie lassen sich unter günstigen Umständen und durch geeignete Mittel erweitern, aber nicht überwinden. Vieles, das der einzelne Erzieher nicht erreicht, kann die erziehende Kraft einer gut abgestimmten Gemeinschaft leisten. Fehlen die nötigen Anlagen oder sind sie zu schwach, dann ist aber schließlich alle Mühe vergebens.

Andererseits, wenn die Anlagen besonders wertvoll und nach einer bestimmten Richtung entschieden wirksam sind, setzen sie sich selbst dann durch, wenn es an Erziehung und Bildung auf lange Strecken

gefehlt hat. Mit naturhafter Gewalt reißt der junge Geist im entscheidenden Augenblicke das für sein Gedeihen und Wachstum Notwendige an sich und baut daraus sein inneres und äußeres Leben auf. Er setzt sich auch gegen eine widerstrebende Umgebung durch oder kann es wenigstens, falls die äußeren Verhältnisse nur nicht allzu ungünstig sind.

Für den Durchschnitt gilt dies aber nicht; er braucht Erziehung und Bildung, und auch die außerordentlichen Begabungen sind gefährdet ohne sie.

Die Lehrer der alten Schule glaubten, daß es auf das Wissen ankomme. Das Wissen sollte alles Wissenswerte umfassen. Und was wäre nicht wissenswert?! So sprengte der Lehrstoff die Schule, aber man nahm das nicht zu ernst. Der Schüler lernte für Prüfung und Zeugnis und erfaß damit sein Anrecht auf Fortkommen und Anstellung. Freilich, er mußte, wenn er mehr erreichen wollte, auch länger sitzen. Die Fähigkeit, sich an eine Sache, auch eine geistige, hinzugeben, wurde zugunsten platter Nützlichkeitsbetrachtungen ertötet. Niemand hat den sittlichen Schaden dieses Berechtigungswesens erschütternder herausgestellt als Lagarde.

Es ist begreiflich, daß eine Bildung, die so zustande kam, zur Scheinbildung werden mußte und allen zersetzenden Einflüssen offen stand. Abbau des Berechtigungswesens und der übertriebenen Ansprüche auf eine Vorbildung für die Berufe, die nur eine „Verbildung“ sein kann, ist das nächste und sehr dringliche Gebot. Denn daran hängt auch

die Herabsetzung des Heiratsalters der überdurchschnittlich ausgebildeten jungen Leute, die bisher am spätesten heirateten und sich unterdurchschnittlich fortpflanzten.

Drei Worte Lagardes kennzeichneten schon damals die Lage. Das erste: Wir können in unseren Schulen nicht erziehen, solange die Eltern der Kinder, die vor uns sitzen, nicht erzogen sind. Das zweite: Der Schüler sitzt in der Schule, den Blick zur Türe gerichtet und nicht auf den Lehrgegenstand. Das dritte: Erziehen kann man nicht schlecht hin, sondern nur zu etwas.

Wir fügen in seinem Sinne hinzu: Wir wollen erziehen — zu Deutschen.

Man darf die Erziehung so wenig überschätzen wie die Leibesübung. Man darf aber beide auch nicht unterschätzen. Dasselbe gilt vom Wissen. Es hat erziehlichen Wert nur insofern, als es willensbildend wirken kann und in der Richtung auf die Willensbildung hin gehandhabt wird. In diesem Sinne genutzt, ist sein erzieherischer Wert entscheidend.

Unser Wollen, unsere Gefühle, vom Wissen, vom Begriffe her klären, schafft, wie Fichte herausgestellt hat, Charakter. Jede Bildung ist im wesentlichen Charakterbildung. Charakter heißt das Eingeprägte, das gesinnungsgemäß Verbindende. Es ist bei jedem die Voraussetzung seines Volkstums.

Jeder Deutsche muß nach deutschem Charakter, nach deutscher Eigenpräge ringen. Den Rohstoff

hat er, weil er Deutscher ist. Nun gilt es, ihn zu gestalten. Und das heißt deutsche Bildung. Man kann sie in sehr hohem Maße haben ohne viel Wissen; und mit viel Wissen kann leicht ein erschreckender Mangel an wahrer Bildung verbunden sein.

Bildung ist etwas, das von innen her dem von außen zuströmenden Wissen entgegenreife, von ihm seine Präge miterhalten, sich an ihm und aus ihm bewähren, ja sogar, wo es nottut, gegen diesen Zustrom durchsetzen muß.

Das Wissen verhält sich zur Bildung etwa wie der Reiz zur Empfindung. Fehlen der Seele die nötigen Reize oder wird sie überreizt, dann erschläft sie.

Maß und Auswahl der zugelassenen Reize, Bildungsanstöße, ist schon eine erste Probe auf den Charakter.

Daher ist es nicht gleichgültig, welches Wissen, welchen Wissensstoff wir in uns aufnehmen. Vielmehr sollen wir das Feuerlein unseres Gemütes mit reinen Hölzern nähren, daß es zur Licht und Wärme spendenden mächtigen Lohe emporwachse.

Wir brauchen gesinnungsbildendes Wissen, und dieses so genutzt, daß sein Wert fürs Ganze, fürs Volk, deutlich werde — und daß auch noch dies hervortrete, wie alles wahre Wissen nicht tote Kenntnis, sondern Ausdruck lebendigen Ringens ist.

Nicht die Vielwisserei macht es, sondern jeder muß an der ihm gegebenen Stelle einsetzen, und es

wird sich zeigen, daß sie immer eine Mitte ist, von der aus sich alles andere aufschließt, wenn man ernsthaft in die Tiefe geht.

Der Bildungswert der Fächer

Jedes Wissensgebiet oder Fach hat seinen Bildungswert schon dadurch, daß viel gelernt, gemerkt, geklärt sein muß, ehe sich auf den grundlegenden Erkenntnissen die höheren aufbauen können. Die Ordnung, in der sich dieser Aufbau vollzieht, und das Zinhören und Zinsehen auf den Gegenstand, dem er gilt, setzen zugleich einen sehr wesentlichen Erziehungswert.

Jedes Wissensgebiet hat ferner das Bestreben, von seinem Gesichtswinkel aus das Weltganze zu erfassen, und nicht etwa bloß den seinen Gegenstand bildenden Teil der Welt. Als Beispiel mögen zwei stark voneinander verschiedene Wissenschaften dienen: Geographie und Anthropologie.

Obgleich die Geographie bloß die Erde beschreiben will, muß sie, um das zu tun, ins Weltall schweifen; die ersten Blätter der Atlanten veranschaulichen das, und jede Karte zeigt Linien, deren Sinn über die Erde hinausweist. Sie muß aber auch auf alles eingehen, was es in und auf der Erde gibt, auf die Geschichte der Erde (Geologie) und auf die Lebewesen, die die Erde bevölkern, insbesondere auf den Menschen, die Staaten, die Kulturen. So greift sie in alle Wissenschaften, in die Naturwissenschaften

ebenso wie in die Geisteswissenschaften, über, und die ganze Welt spiegelt sich in ihr.

Ähnlich umfassend ist die Anthropologie. Ihr Gegenstand, der Mensch, hat die ganze Welt erobert, auch geistig, alles Wissen um die Welt ist Menschenwissen. Faßt man es so, so gibt es nichts, was nicht auch in die Anthropologie gehört. Freilich wird man nicht immer so weit gehen und, um den Gegenstand zu meistern, auch die Beschränkung suchen.

Aber von jedem Fache her müssen die Vorstöße aufs Ganze erfolgen. Wer in einem wirklich Bescheid weiß und sich nicht als Fachmann abgekapselt hat, weiß auch, wie es in anderen zugehen muß. Überblickt er gar einige weiter auseinanderliegende Fächer, dann kann das ungleich mehr bedeuten als eine sogenannte Allgemeinbildung.

Kein Lehrplan kann vollständig sein, keiner soll es sein, und es ist schon schlimm, wenn er überfüllt ist; denn der Geist und die Gesinnung des Lernenden soll nicht zermürbt und entwurzelt, sondern gefestigt werden.

Den Blick auf das erspähbare Ganze der Welt und des Volkes und auf den eigenen Ort in beiden braucht vor allem der Lehrer. Er muß sich zurückhalten, davon gleich viel zu lehren, da es leicht wie „Tendenz“ wirkt. Der Eigenwillige, auf den es vor allem ankommt, lehnt sie ab, der Streber, den wir gerade nicht wollen, nützt sie aus. Alle Gassen

scheinen dann zu kurz, und ihr Ende gilt immer als dasselbe.

Sondern der Gegenstand muß im Lote stehen, und die Schlüsse aufs Ganze müssen aus dieser Ausrichtung erfolgen. Sie müssen Schlüsse sein und nicht Kurzschlüsse, Schritte und nicht Sprünge. Sie müssen zum Ziele führen, aber sie dürfen nicht gegängelt werden. Andernfalls haben wir an Stelle der materialistischen, liberalistischen, marxistischen, bolschewistischen, demokratischen, zentristischen nur wieder eine andere Tendenz, indes der völkische und rassische Grundgedanke des Nationalsozialismus Wahrhaftigkeit fordert und Klarheit.

1. Biologie, Vererbungslehre, Rassenhygiene

Grundlegend ist die Biologie, die Wissenschaft von den treibenden Kräften des Lebens, dann ihr Teilgebiet, die Vererbungslehre, die auch Gesetze des Lebens bietet, endlich die Nutzanwendung in der Rassenhygiene.

Die Biologie zeigt die Lebewesen in ihren Welten. Wir erfahren, wie die Lebewesen auf ihre Umwelt ansprechen, was von ihr ihnen bemerkbar wird und wie sie daraufhin handeln, wirksam werden. Daraus ergibt sich der Unterschied von Merkwelt und Wirkwelt und beider Verzahnung in die Umwelt.

Der Begriff Welt erhält seinen Sinn von dem merkenden und wirkenden Lebewesen her. Bei

niedrigen Lebewesen ist die Merkwelt oft sehr klein und umfaßt bloß ganz wenige Merkmale. Beim Menschen erreicht sie die höchste Mannigfaltigkeit. Durch die Wissenschaften wird sie noch ungeahnt erweitert und planmäßig ausgebaut. Die technischen Nutzwendungen der Wissenschaften erweitern dann auch die Wirkwelt des Menschen und sichern ihm eine gewisse Gewalt über seine Umwelt. Indem die Biologie dies auf dem großen Hintergrunde ihres alle Lebewesen umfassenden Stoffes aufrollt, ist ihr weltanschaulicher Ertrag besonders groß.

Sie gewährt auch Einblick in den Vorgang, wie das Leben sich auf der höchsten Stufe seiner Bewußtwerdung so weit freizumachen vermag, daß es wagen kann, aus letzter innerer Verantwortung einer zu solch fortgeschrittener Erkenntnis vorgedrungenen Rasse gestaltend selbst an sich Hand anzulegen, um die Steigerung dieser Freiheit und den Bestand und die Mehrung seiner Kultur zu sichern.

Die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, stellt die Vererbungslehre bereit. Die Erbanlagen sind Schicksal, aber die Gesetze, nach denen sie vererben, eröffnen die Aussicht, dieses Schicksal zu lenken.

Man kann das Mißratene, besonders in den argen Fällen, sehr deutlich vom Wohlgeratenen abgrenzen, und wenn man auch wenig über die ersten Ursachen des Mißratens weiß, so sind doch die Folgen seiner Verbreitung im Erbgange um so besser

bekannt. Dazu kommen die Feststellungen über die Häufigkeit schlechter Anlagen und ihre Auswirkungen. Ebenso wirklichkeitsnahe bleibt das Urteil über die Fälle überdurchschnittlichen Geratens und ihren Erbgang.

Zuletzt führt das Leben selbst Leistung und Bewährung vor Augen.

Es ist zu sichern, daß sich die Hochwertigen überdurchschnittlich fortpflanzen und der entschiedene Mißwachs überhaupt nicht.

Die einzelnen Maßnahmen erörtert und begründet dann die Rassenhygiene; ihre Anwendung führt zur Bevölkerungspolitik.

Neue sittliche Werte ergeben sich. War der alten Sittenlehre der einzelne in ihrer Theorie ein unendlicher Wert, den man aber in der Praxis oft als sehr nichtig behandelte, so bestimmt sich jetzt der Wert des einzelnen für Theorie und Praxis übereinstimmend aus Erwägungen, die aufs Volksganze und Kulturganze gerichtet sind.

Die alte Heilkunde trachtete, das Einzelleben zu erhalten und zu betreuen, die neue hat darüber hinaus auch die kommenden Geschlechter vor Augen und darf daher nicht zögern, das Einzeldasein auf sich selbst zu beschränken, falls man es nicht verantworten kann, daß es sich fortsetzt.

Alle Gebiete des Lebens werden davon betroffen: Gattenwahl, Eheberatung, Erbrecht, Strafrecht, Wahlrecht, Fürsorge, Gesundheitspflege, Leibesübungen und vieles andere.

2. Menschenkunde, Rassenkunde, Völkerkunde

Gegenstand der Menschenkunde (Anthropologie) ist zunächst der Menschenleib und die Verschiedenheit seiner Gestalten bei den heutigen und früheren Völkern der Erde.

Dabei gelangt sie über den Begriff Bevölkerung und Volk hinaus zu verhältnismäßig stetigen, wenn auch nicht „reinen“ Rassen, aus deren Vermischung sie nach den Gesetzen der Vererbung und unter Beachtung der Umwelteinflüsse die körperliche Beschaffenheit der den anzusetzenden Urrassen noch näherstehenden Völkerstämme, dann Einzelvölker, Völker und Bevölkerungen herzuleiten trachtet.

Ihr Stoff führt zum Teil weiter in die Urzeit zurück als die ältesten Reste menschlichen Schaffens, und sie führt auch hinan an die Stelle, wo Menschenwesen sich aus der Tierheit über die Tierheit erhob. Hat sie hier auch im einzelnen noch nicht letzte Klarheit bringen können, so ist doch grundsätzlich alles Entscheidende geklärt, nämlich die Herkunft des Menschen und seine Stellung zu den Tieren. Sein Woher tritt ins Licht der Naturwissenschaft, und diese gibt zugleich die naturgeschichtliche Grundlage für die Geistesgeschichte der Menschheit, ihrer Rassen und Völker.

Wir sehen, wie verschieden die Rassen und Völker sind, leiblich und geistig, allen ihren Anlagen nach. Aus diesen Anlagen ergibt sich dann

der Aufbau der Kulturen als Selbstdarlegung des Wesens ihrer Träger.

Vorgetrieben und gesteigert werden die Kulturen immer nur von einzelnen, so von einzelnen begabten Menschen wie von einzelnen Völkern und Rassen. Andere müssen die neue Kulturtat aufgreifen und weitergeben.

Unter den Rassen und Völkern bestimmt sich zuletzt der Ort des eigenen Volkstums. Kultur-geographie, Wirtschaftsgeographie, Weltverkehr und selbst Welthandel: was sind sie, wenn nicht im Grunde Anhang und Ausbau zu dieser Wissenschaft!

3. Vorgeschichte, Weltgeschichte, Kulturkunde

Was die Völkerkunde vorwiegend im Raume darlegt, zeigt die Weltgeschichte hauptsächlich der Zeit nach.

Nicht alles, was sich je zugetragen hat, ist weltgeschichtlich bedeutsam. Weltgeschichte schreiben, heißt werten. Werten heißt aber nicht, willkürlich vorgehen. Manche sagen: die Wissenschaft soll nicht werten! Man kann aber auch sagen: wer soll es, wenn nicht sie?

Der Wert von Errungenschaften, Erfindungen, Einrichtungen zeigt sich darin, wie sie sich bewähren, also im Laufe der Zeit, in der Geschichte. Wo aber ein Wert gefunden, ein Unwert abgelehnt wird, steht ein Wille dahinter, der sich in uns regt.

Geschichte wirkt daher willenbildend, abschreckend und anziehend, charakterbildend, wie kaum etwas anderes. Zugleich ist sie die Hohe Schule der Politik.

Unser weltgeschichtlicher Blickkreis hat sich erweitert. Die Urgeschichte der ältesten Kulturen, der Schicksalspfad der Indogermanen, die deutsche Vorgeschichte, das Fortwirken dieser gewaltigen Vorgänge in die Gegenwart und in die sie bewegenden Fragen liegen vollständiger und klarer da als je vorher.

Diesen geistigen Besitz gilt es zu festigen. Wissen die Menschen nicht, woher sie gekommen sind, dann wissen sie auch nicht, wohin sie gehen sollen, sie sind wie Schiffer ohne Kompaß und Sterne auf stürmischer, nachtdunkler See.

Ein besonderes Gebiet der Weltgeschichte ist die allgemeine Kulturkunde, und sie spielt zugleich zur Völkerkunde hinüber, während Geschichte im engeren Sinne mehr politische Geschichte ist. Man wird vom Deutschtume zu wenig wissen, wenn man nicht seine Stellung im Gebäude der Menschen- und Völkerkunde kennt und seinen Gang durch die Weltgeschichte und seine Leistungen — gemessen an den Bildern, die eine allgemeine Kulturkunde vor Augen führen kann.

Das Ziel darf nicht sein, sich zu sonnen in dem, was wir erreicht haben, sondern wir müssen uns messen an dem, worin auch andere groß sind.

Zwei Einzelgebiete kommen dabei besonders in Betracht: Religion und Recht.

Die vergleichende Religionswissenschaft zeigt uns das religiöse Ringen der Völker, die Abgründe der Seelen, die sich dabei aufstun, aber auch ihre schöpferischen Kräfte. Die großen Religionen werden aus ihren Vorstufen und Voraussetzungen verständlich und rücken in ihre geistesgeschichtlichen Zusammenhänge ein.

Ein anderes Teilgebiet der Kulturfunde, die Rechtskunde, betrifft nicht bloß das geltende Recht, sondern die Rechtsgestaltung überhaupt. Wir suchen über das römische Recht hinweg das uns arteigene deutsche. Wir suchen seine Quellen im germanischen und arischen Rechte. Aber nur den Wesenskern, die gesinnungsmäßige Einstellung, können wir übernehmen; einzelne Einrichtungen bloß ausnahmsweise und sinngemäß abgewandelt: von der besonderen Ausprägung jener Zeit trennt uns die völlig andere Kulturstufe von heute.

4. Volkskunde, Sprache

Sehr nahe bereits führen solche Erwägungen an die Volkskunde heran.

Daß die Volkskunde von der deutschen Kulturgeschichte und von der Völkerkunde abzweigt, beruht darauf, daß überall, wo führende Gesellschaftsschichten auf Grund von Unterschichten Hochkulturen gezeitigt haben, der Volksbrauch der Unterschicht besonders behandelt sein will.

Die Volkskunde stellt das Fortleben alter Bräuche und Überlieferungen fest und schlägt

dadurch manche wichtige Brücke zur eigenen Vorzeit. So ergänzt sie die Heimatkunde. Zu wenig hat sie bisher darauf geachtet, in diesem Überlieferungsgute zwischen Arteigenem und Artfremdem zu unterscheiden und das Arteigene in seine germanischen und indogermanischen, nordrassischen Zusammenhänge hineinzustellen. Es tut dringend not, dies nachzuholen.

Jeder wisse um das Ganze seines Volkstums und lebe nicht bloß in der Kultur einer Oberschicht. Er kenne auch Sage und Märchen, Volkslied, Tanz, Kinderspiel, Brauchtum und Sitte aus der volksläufigen Überlieferung. In ihr ist artgemäßes, altes Wesen in einer Fülle und Klarheit erhalten, daß wir daraus oft mehr und Wesensnäheres, Beglückfenderes, Zukunftmächtigeres entnehmen können als aus manchen Schöpfungen der hohen Kunst und Dichtung. Sich aus diesem Gute bilden, gibt echte Volksnähe und Heimatverbundenheit.

Eine wichtige Anwendung der Volkskunde ergibt sich bei den Festen, wenn man versucht, sie mit altem, sinnvollem Brauchtume zu beleben. Verstaubte Alttertümer bleiben unverstanden; und es kann nur schaden, sie herzlos zur Schau zu stellen. Sind aber die Gemüter auf das Alte und seinen inneren Wert unvermerkt und doch eindringlich vorbereitet, was mit Verstand und aus langer Hand geschehen muß, dann können auch scheinbar schon erstorbene Werte wieder wahrhaft lebendig

werden — etwa wie ein vertrocknetes Saatkorn, das ausgesät doch noch Wurzeln schlägt.

Den Unterschied der Schichten kann die Volkskunde freilich nicht überwinden, aber das Volksgut verleiht Kraft zu neuer völkischer Tat, ganz ähnlich wie die auf älterer Kulturstufe stehenden Überlieferungen der deutschen und germanischen Vergangenheit.

Nur noch ein Gebiet gibt es, wo ein ähnlich großer Schatz deutschen Wesens geborgen liegt: die deutsche Sprache. Sie hat ebenfalls ein Richtendes, Richtunggebendes, Verpflichtendes in sich.

Sprich richtig deutsch! Wenn du das ernst nimmst, greift es in alle deine Gedanken ein und gestaltet dich von innen heraus neu: das gibt Eigenpräge, bewährt den Charakter.

Die Forderung der Sprachrichtigkeit führt auch über das Deutsche hinaus zu den stammverwandten Sprachen. Soll man „besser als“ sagen oder „besser wie“? Nicht der Sprachgebrauch bevorzugter Dichter oder Schriftsteller kann hier entscheiden, sondern in allen indogermanischen Sprachen steht beim Positiv ein anderes Vergleichswort als beim Komparativ. Abgehen von dieser Unterscheidung wäre ein weiterer Verlust indogermanischer Sprechweise im Deutschen.

Die Forderung der Sprachrichtigkeit ist ein guter Prüfstein für den Willen. Wer sie leicht nimmt oder unwirsch beiseite schiebt, dem wird es selten mit allem übrigen ernst sein.

Dasselbe gilt für die Forderung der Sprachreinheit, für das Meiden entbehrlicher Fremdwörter, für das Ringen um den einfachsten, verständlichsten, angemessensten Ausdruck.

Endlich achte man auf deutsche Namengebung, auch bei den Eigennamen. Sind sie altertümlich, dann sehe man zu, daß man sie verstehe. Wir müssen Verbindung behalten mit der Sprache der Vergangenheit. Aus den Eigennamen ergeben sich Beziehungen, die bis zu dem Geistesgute der Edda und der übrigen altnordischen Überlieferung zurückreichen.

5. Gesellschaft, Wirtschaft, Staat

Nun vergegenwärtige man sich, daß Kultur, Recht, Brauch, Sitte, Sprache alles nur Ausdrucksweisen der Geselligkeit sind, in denen das Volkstum sich auswirkt.

Freilich, heute umgibt uns ein Gesellschaftsleben, an dem man verzweifeln könnte, wenn man nicht wüßte, daß wir es bald mit neuem Geiste erfüllen werden. Schon beginnen wir bei den Festen.

Die alte Gesellschaftslehre mit ihrem farblosen Allgemeinbegriffe der menschlichen Gesellschaft war durchaus nicht darauf eingerichtet, die Frage nach Wesen und Art einer deutschen Gesellschaft als Volksgemeinschaft zu beantworten, uns zu zeigen, was an unseren Einrichtungen geschichtlich zufällig ist, wie es auch anders sein könnte, und

unser Urteil frei zu machen und zum Stabe und zur Stütze eines neuen Wollens.

Noch weiter blieb die alte Wirtschaftslehre vom nötigen Ziel entfernt. Man behandelte die Erscheinungen des Wirtschaftslebens als eherne, aus Begriffen folgende Notwendigkeiten, die auch für den Mars gelten mußten.

Daß es sich um die Wirtschaft des deutschen Volkes handeln könnte, ließ man völlig aus dem Spiele. Und doch ist es so deutlich: hier ein wirtschaftsgeographisch leidlich oder vielmehr unleidlich abgegrenztes Land, und hier eine Bevölkerung, in der das Bewußtsein und Wollen ihres Volkstums doch immer wieder richtunggebend aufflammt.

Endlich ist auch der Staat nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, darf nicht erstarren, muß der Bewegung aufgeschlossen bleiben und dem Volke dienen. Hinter dem Staatsgedanken und über ihn empor erhebt sich der Reichsgedanke. Reich ist mehr als Staat und überzeitliches, inneres Ziel des ganzen Volkes.

Das Land, das Volk, seine Geschichte, sie sind die Voraussetzungen der Volkswirtschaft. Das Land stellt Forderungen an das Volk und ruft seine Eigenart auf, aber die in diesem Volke trotz aller Schicksalsfälle noch immer vorhandene nordische Rasse, das Deutsche in ihm, zwingt auch wieder das Land in seinen Bann, düngt es mit seinem Blute, netzt es mit seinem Schweiße, gestaltet es nach seinem hohen, richtunggebenden Willen.

6. Mathematik, Physik

Noch sind nicht genannt die Wissenschaften von der unbelebten Natur, die Physik mit ihren Teilgebieten, dann die Mathematik, dann die Philosophie, endlich das ganze große Gebiet der Technik, d. h. der Nutzanwendungen der verschiedenen Wissenschaften von der Heilkunde über die Technik im engeren Sinne bis zur Politik.

Das geschah mit Absicht, wenn auch bei jedem dieser Fächer mit einer anderen. Es sollen hier nicht alle Gebiete des Denkens, Forschens und Wissens überhaupt besprochen, sondern es soll herausgestellt werden, wodurch sie im besonderen auf deutsche Bildung hinführen.

Etliche der eben genannten Wissenschaften müßten, so scheint es, ohne wesentliche Verschiebungen in ihrem Inhalt auch in einer französischen, russischen, englischen, amerikanischen, japanischen Bildung vertreten sein. Mathematik und Logik gelten ganz allgemein, die Naturgesetze sind allgemeingültig und notwendig.

Trotzdem ist die Richtung, in der diese Erkenntnisse gesucht und gefunden werden, zeitbedingt, ortbedingt, blutbedingt.

Logik und Mathematik wurden in allem Wesentlichen bereits von den Griechen herausgestellt, aber nicht von irgendwelchen anderen Völkern auch noch.

Selbst bei den russisch einander nahestehenden

Völkern Europas zeigen sich Verschiedenheiten mathematischer Begabung.

Newton und Leibniz, der Engländer und der Deutsche, steigern im Dienste ähnlicher Forschungsaufgaben die synthetische Betrachtung in der Mathematik zur Infinitesimalrechnung.

Dagegen entwickelt Descartes die analytische Geometrie und Galois die Gruppentheorie, die in ihrer Anwendung auf den Fundamentalsatz der Algebra ebenfalls in der Richtung des analytischen Denkens liegt.

Eine besondere Art, das formalistische an der Mathematik zu steigern, auch in deren Anwendung auf Physikalische, scheint das jüdische Denken zu kennzeichnen. Der Schulfall ist Einsteins sich immer mehr überspitzen Relativitätstheorie, die, soweit sich bisher sehen läßt, bloß eine verführerische Betrachtungsweise zeigt, aber noch keine neuen physikalischen Tatsachen erfaßt hat. Wir brauchen jedoch nicht ein Spiel mit dem Formalen, sondern die Berührung mit der Wirklichkeit.

Auch die Entstehung und die Geschichte der Wissenschaften von der unbelebten Natur führt auf den völkischen und rassischen Gedanken.

In Babylonien stellt sich die Astrologie ein, das Zerrbild einer Wissenschaft von den Sternen, aber eben noch nicht die Astronomie, die echte Wissenschaft von ihnen.

Auch Ägypten, China, Mexiko schöpfen aus sich keine Naturwissenschaft.

Aber als die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Griechen mit dem Erlahmen ihrer Rasse versunken sind, greifen die germanischen Völker, durch Völkerwanderung, Wikingsfahrten, Kreuzzüge, Entdeckungsreisen sich die Welt erschließend, auch die alten Entdeckungsfahrten in das Reich der Welterkenntnis wieder auf.

In der Naturforschung setzt sich Wikingsgeist fort, heldische Hingabe an den Gegenstand und an die Wahrheit, drängendes Fahnden nach den bewegenden Ursachen.

Es bedeutet ein verhängnisvolles Abgehen von dieser Einstellung, wenn eine neue, „moderne“ Richtung in der Physik der Mathematik, die nur Hilfsmittel ist, durch das man sich vergewissert, den Gegenstand restlos durchdacht zu haben, die Führung zuerkennt, statt der Erforschung der zugrunde liegenden, auf Gesetze zu bringenden Wirklichkeit.

Die großen Naturforscher sind auf Erkenntnis eingestellt, nicht auf geistreiches Spiel, auch nicht auf Erwerb. Sie sind alle vorwiegend nordrassische Menschen. Die Geschichte der Naturwissenschaften, das Leben der großen Naturforscher, gibt Zeugnis vom Geiste nordischer Rasse.

7. Philosophie

Wesentlicher als alles andere kann Philosophie werden, wenn sie sich als Ziel das arteigene

Denken steckt. Als die eigne Art ist dabei die durch Rasse und Volkstum bestimmte nordische gemeint. Freilich hat diese Einstellung bisher so gut wie ganz gefehlt.

Was als Philosophie umläuft, hat sehr verschiedenen Wert. Wir haben wenig Anlaß, mit dem Gange schon der griechischen und dann unserer deutschen Philosophie tiefinnerlich zufrieden zu sein, wenn auch die großen Denker alles überragen und durch die Unererschrockenheit ihres Geistes und die Stärke ihres Charakters die wahrhaftesten Erzieher gewesen sind.

Die griechische Philosophie sank mit dem Ermatten des griechischen Volksgeistes alsbald von ihrer ursprünglichen Höhe herab, und die deutsche hat allzusehr die Überlieferungen dieses Absinkens aufgegriffen und war dadurch stets arg gehemmt. Man huldigte einem absoluten Denken und suchte daher weder die Bedingungen des arteigenen Denkens, noch beachtete man seine Quellen.

Die Grundeinstellung war individualistisch oder universell: man sah die Not des einzelnen oder der Menschheit; die Not des Volkes sah man selten. Es zu sich selbst führen oder gar aus dem geläuterten Geiste seiner Rasse befreien, das konnte bei dieser Einstellung gar nicht als Aufgabe hervortreten.

Das Übermaß unnötiger Fremdwörter in der gekünstelten Fachsprache, die Schaumschlägerei mit leeren Begriffen macht die Mehrzahl der philo-

sophischen Werke unerquicklich, und der Ferner-
stehende hat es schwer, zwischen Schein und echtem
Gehalt zu unterscheiden.

Daher birgt Philosophie, so wie sie vorliegt,
besonders für den unerfahrenen, jugendlichen Geist,
den wirklichkeitsfremdes, formalistisches Denken
nur allzuleicht in seinen Bann lockt, manche Gefahr.
Sie kann fast leichter verbildend als bildend wir-
ken, wenn nicht für den nötigen Tiefgang gesorgt ist.

Aber es war ein großer deutscher Philosoph, der
das Wort vom Umwerten aller Werte geprägt
hat. Wir schicken uns jetzt an, es zu vollziehen.
Eine Fülle von Erfahrungen und ein über alle
Erfahrung hinaus aufs innere Gesetz gerichteter
Wille muß an dieser Arbeit mitwirken.

Eine ganze Anzahl Wissenschaften drängt danach,
in das denkerisch-geklärte Weltbild der Zukunft
einzuströmen und es entscheidend mitzubestimmen,
weil sie neue, wichtige Ergebnisse zutage gefördert
haben und weil ein geistiger Ausgleich des Alten
mit dem Neuen notwendig ist.

Die griechische Philosophie entfaltete sich unter
der Führung der Mathematik und der exakten
Wissenschaften. Der Ansatz, den Biologie und Ge-
schichte bei den Griechen gerade noch nahmen, setzte
sich nicht mehr durch, denn die schöpferische Kraft
des Griechentums war im Gefolge der Rasse-
mischung erlahmt. Ähnlich stehen auch die Anfänge
der die Fesseln der Scholastik sprengenden deut-
schen Philosophie im Zeichen der Mathematik und

der exakten Wissenschaften. Aber das Einströmen der Biologie, der Wissenschaft von den Lebewesen, und der Geschichte, der Vorgeschichte, Urgeschichte, Kulturgeschichte, Völkerkunde, Volkskunde, Rassenkunde, Vererbungslehre erfolgt bei uns mit viel gründlicherer Vorbereitung, gleichsam aus langer Hand und so, daß die Auseinandersetzung mit diesem so reichen Gute eben jetzt wirklich zum ersten Male und in großem Rahmen fällig wird.

Alle unsere Philosophen hätten von Grund aus anders philosophieren müssen, wenn sie gewußt hätten, was wir heute wissen. Die Denker der deutschen Zukunft werden den Einsatz der neuen, sich zum neuen Weltbilde zusammenschließenden Wissenschaften zu vollziehen und diese Ergebnisse gegen das alte Weltbild auszugleichen haben. An befruchtenden kleineren und größeren Krisen wird es dabei nicht fehlen, und ein Endzustand der Erkenntnis, eine faule Haut, auf die man sich zur Ruhe legen könnte, wird und kann und soll dabei nicht gegerbt werden.

Man kann billigerweise nicht erwarten, von der Philosophie hohe Werte einzuheimen, wenn man nicht schon selbst etwas mitbringt. Es gehörte zu dem sich stetig steigenden Elend der Zeit, daß man immer wieder bereit war, aus der Philosophie in die Literatur hinabgesickerte Einfälle in allen Spielarten bis zur Spielerei weiterzuspinnen, was gar nicht möglich wäre, wenn ihnen wirkliche Kenntnisse und Maßstäbe entgegenstünden. Diese besitzen, heißt zugleich urteilsfähig sein.

8. Die Technik

Außer der Urteilsfähigkeit brauchen wir die Leistungsfähigkeit. Alle Wissenschaften haben in der einen oder anderen Art ihre technische Anwendung. Angewandte Wissenschaft ist Technik.

Wir dürfen nie vergessen, daß der Techniker im weitesten und besten Sinne dieses Wortes Welt-eroberer ist, daß das nordische Blut in seinen Adern vielleicht am stürmischsten pocht, und daß alle Wissenschaft, die dem Sein der Welt wesenerforschend an den Leib rückt, der Führung dieses nordischen Geistes ihren Ruhm verdankt.

Die ausgeprägtesten Vertreter dieser Fächer mögen, falls ihre Begabung so stark ist, daß sie für die anderen wenig übrig haben, ruhig um ein Quentchen weniger „gebildet“ sein; dafür betätigen sie sich um so entschiedener als bildende, ihre Zeit gestaltende, in Schicksal und Denken ihres Volkes eingreifende Männer.

Aber das müssen wir doch auch von ihnen heischen, daß sie ihre Stellung zum Ganzen dieses Volkes nicht bloß in den Grundzügen kennen, sondern daß sie diese Kenntnis und Schau auf sich haben gründlich wirken lassen, daß sie sie ernst genommen haben, danach selber handeln und andere dazu bringen, danach zu handeln.

Philologie, Kulturgeschichte, Kunst sind in unserem Volke jahrhundertlang in einer allzu äußerlichen Weise überschätzt worden. Jetzt neigt man vielleicht dazu, sie und die Wissenschaft überhaupt

wieder zu unterschätzen. Vielmehr müssen wir endlich das richtige Gleichgewicht finden. Die angewandten Fächer leben von den theoretischen und gehen ein, wenn diese verfallen. Umgekehrt erfährt die Theorie ihre wahre Erfüllung doch nur, indem sie angewandt wird. Erst beide Seiten der Kultur, die selbstbesinnliche und die zum Handeln überleitende, ergeben die Ganzheit des Lebens.

Nötig ist es freilich, daß der Techniker nicht bloß anwende, sondern zielstrebig anwende. Solche Ziele kann der Trieb nach Geltung und Erwerb stecken, und es kann sie ein wahrhafter Idealismus im Dienste eines übergeordneten Ganzen stecken. Selbstsucht und Materialismus ziehen die Technik herab, der Einsatz für Höheres adelt sie.

Ein Beispiel ist die Maschine. Man hat viel von ihrer Dämonie gefaselt. Aber die Maschine an sich ist totes Eisen, und darüber hinaus nur das, was der Mensch aus ihr macht. Sie kann Menschen entlasten und frei machen für höhere Ziele, und sie kann Menschen erdrücken und brotlos machen, je nachdem, wie man sie anwendet. Erfindungen kehren sich nur dann gegen ihre Erfinder, wenn diese im Entscheidenden versagen.

Unsere Hoffnungen sind aber doch sehr stark auf das Technische und die rechte Gesinnung bei seinem Einsatze gerichtet. Auch erweitert sich der Begriff Technik für uns ganz wesentlich, da jetzt nicht mehr bloß die Wissenschaften von der unbelebten Natur technische Anwendungen ergeben, sondern da auch

die Wissenschaften von der belebten Natur und die historischen Wissenschaften nunmehr auf Kulturtechnik, auf die neue Heilkunde, auf die Bevölkerungspolitik und Kulturpolitik hindrängen. Nur ist dieser Teil der Technik erst im Werden begriffen. Aber er wird sich als mindestens ebenso entscheidend erweisen wie der frühere.

Die Heilkunde ist eine Technik, wenn wir sie, zur Rassenhygiene erweitert, unter Ausnutzung aller bereitstehenden Einsichten und Kenntnisse, dazu einsetzen, den Volkskörper und, zur Kulturpolitik erweitert, den Volksgeist zu heilen, damit dem deutschen Volke das gelinge, worin die anderen nordrassischen Völker bisher versagt haben: durchs Ziel zu gehen.

Kulturtechnik, Kulturpolitik wirken nicht bloß bildend, sofern der ganze Mensch sie und ihr Ziel verstehend in sich aufnimmt, sondern sie wirken auch umbildend, umgestaltend. Die Landschaft wird umgestaltet durch Straßen, Bahnen, Brücken und vieles andere, die Wirtschaft durch Maschinen, Rationalisierung usw.; aber das ist bloß Umwelt. Viel tiefer geht es, wenn das Volk selbst sich selbst umzugestalten unternimmt und so, daß dadurch neue, höhere Bildung möglich wird und die Rassengüter höherer Ordnung den Rassengütern erster Ordnung zugute kommen, statt ihnen entgegenzuwirken.

Das ist kein Fortschritt, den der Lauf der Welt oder ein absoluter Geist aus sich heraus verbürgt,

auch kein treuherziger Ausblick zu einer nebenan winkenden Unendlichkeit, sondern die harte Forderung der Selbstbehauptung. Stillstand bedeutet schon Versagen und ist der Anfang vom Ende.

9. Die Kunst

Ähnlich wie die Technik ist auch die Kunst ein gesteigertes Können, ähnlich wie bei der Technik steht auch bei der Kunst von allem Anfang an dieses Können unter einer inneren, dem bloß Handwerklichen übergeordneten Leitung. Auf dieses Innenleben allein kommt es an, auf seinen Reichtum und auf seine Kraft, aus dem Werke heraus zu uns zu sprechen.

Darauf beruht der bildende Wert aller Kunst, sowohl der rein auszierenden, die die Germanen zu höchster Vollendung gebracht haben, als auch der darstellenden, in der die Griechen lange mit Recht unser Vorbild waren, als auch der Dichtung, der Bühne und der Tonkunst, die alle drei bis zur indogermanischen Wurzel zurückreichen.

Die Kunst der Völker nordischer Rasse unterscheidet sich so stark von der Kunst der anderen Völker wie die zugehörigen Kulturen und alle ihre geistigen Erzeugnisse. Niemals kann Kunst von diesen getrennt betrachtet werden, immer stehen die Künstler mitten in dem Leben ihres Volkes, von ihm getragen und es in sich zur Blüte ihrer Kunst steigend.

Kunstgeschichte unter der Führung des völkischen und rassischen Gedankens ist noch nicht geschrieben worden. Sie müßte eine ähnliche Umwertung bringen wie Weltgeschichte auf rassischer Grundlage, zu der auch erst bloß Ansätze vorliegen.

Aber die Kunstgeschichte ist nicht der einzige, auch kaum der beste Weg zur Kunst. Die Kunstwerke sind dazu geschaffen, daß sie selbst zu uns sprechen. Zwar sind sie blutbedingt, volkbedingt, zeitbedingt und haben, je mehr sie Hochkulturen entstammen, desto mannigfaltigere Voraussetzungen. Aber je höher ein Kunstwerk steht, je mehr es an Letztes, Ewiges heranreicht, desto mehr treten diese Voraussetzungen hinter seinem inneren Gehalte zurück, und desto zwingender kann es sich mitteilen.

Was sagt es? Selten etwas, das sich auf Begriffe bringen läßt. Im Gegenteil ist das Begriffliche leicht ein arger Feind des Künstlerischen.

Auch damit trifft man noch kaum den Kern, daß man das Schöne als sein Ziel bezeichnet. Zumindest muß man den Begriff schön für uns neu fassen. Es gibt viel nordrassische Kunst, die nicht schön ist im Sinne der Antike. Viel eher teilt sie eine innere Haltung mit, und dies am ergreifendsten, wenn diese Haltung zugleich Lebenserfahrung ist und ein letztes Urteil und Bekenntnis. Und darin liegt dann auch das Artechte oder das Abirren davon.

Daher kann der Künstler nicht bloß Bildner sein, sondern ist immer auch Erzieher, und die Kunst

bildet und erzieht zugleich. Sie kann neue Ideale, eine neue Lebenshaltung weisen.

Der Stand der Kunst ist ganz ähnlich ein Prüfstein für den Wert einer Kultur, eines Volkstums wie der Stand der Wissenschaften oder der Einsatz der Technik. Aber während die Wissenschaften um so schwerer zugänglich sind, je weiter sie in ihren Ergebnissen fortschreiten, weil eins bei ihnen sich auf dem anderen aufbaut, kann, ja muß, die Kunst immer wieder von neuem anheben, und die Pflicht zur Wahrhaftigkeit wirkt in ihr in so gehobener und bei aller Strenge doch gleichsam gemilderter Form, daß Kunst um so leichter zugänglich ist, je mehr es ihr gelingt, auf die einfachste Weise innerstes Wesen verklärend auszusprechen.

Gesamtziel

Zum Schlusse sei davor gewarnt, nun von jedem dieser Gebiete, Fächer, Wissensstoffe etwas oder, noch ungeheuerlicher, alles aufnehmen zu wollen; die Folge wäre, daß vom Ganzen, um das es geht, nichts gerettet werden könnte. Ein überfüllter, überreizter Magen kann nicht verdauen. Besser, wenig ernsthaft tun als nichts ordentlich.

Wir brauchen aber das Gesamtbild deutscher Bildung, um danach auszuwählen für den jeweiligen besonderen Bildungszweck, und um das Ausgewählte nach diesem Gesamtbilde anzulegen. Die

wesentlichen Anstöße von erzieherischem und bildendem Werte werden von solchen Lehrern ausgehen, die ganz in ihrem Fache wurzeln und darin Charakter im letzten geistig-sittlichen Sinne entwickelt haben und ihren Zöglingen zeigen können, worin er besteht, und dadurch Forderungen an sie stellen können.

Bildung, die bloß besessen wird, ist zu wenig; sie muß sich auch im Dienste des Volksganzen auswirken. Sie ist Aufgabe für jeden einzelnen gemäß den ihm verliehenen Gaben und Grenzen, aber sie ist auch Aufgabe fürs Ganze, für das Volk und den wahren Volksstaat.

Vor allem steht dem Bildungswesen die Aufgabe zu, das Überlieferungsgut des Volkes, seine Rassen-güter höherer Ordnung, so im Volke zu verteilen und so für die Weitergabe zu sorgen, daß dadurch Fortbestand und Mehrung der Kultur gesichert wird.

Den Gefahren der Überfremdung, Häufung und Fehlsteuerung ist auch vom Bildungswesen her zu begegnen, und da sich durch die Bildung die Ideale der Kulturträger formen, kommt ihr ein ganz wesentlicher Anteil am Wecken der richtigen und nötigen Sehnsüchte und Seelenkräfte und damit an der Erhaltung der Kultur zu.

Das Fremdgut abstoßen, das Eigengut ausbauen, setzt tiefgreifende Bildung voraus. Ebenso ist das Herausstellen des Wesentlichen eine Aufgabe der durch Bildung geschulten Urteilskraft. Beides zu-

sammen schafft erst die Vorbedingungen, daß die Umwelt so gestaltet wird, wie es nötig ist, damit die kulturtragenden Rassengüter erster Ordnung erhalten bleiben und gefestigt werden.

Der im Sinne deutscher Bildung Gebildete darf nicht, wie es bisher der Gebildete allzuoft war, ein Entwurzelter sein. Sondern die Wurzeln seiner Bildung müssen so weit reichen, daß er zurückgefunden hat in seine innere Heimat, die vom Norden ausging, sich in den Schöpfungen der indogermanischen Völker dargelegt hat, im deutschen Volke als Bluterbe der Germanen aus heiliger Überlieferung weiterwirkt und in der deutschen Heimat, im deutschen Heime jetzt wieder Wurzeln schlagen und einer neuen Zukunft entgegenreifen soll. Es ist nicht nötig, daß jeder das alles ausdrücklich weiß, ja für die Mehrzahl kaum wünschenswert. Aber alles, was er weiß, soll unmittelbar oder mittelbar nach diesem Grundrisse angelegt sein, so daß in jedem Augenblicke so viel davon lebendig werden kann, wie dieser Augenblick erheischt.

Das Ziel ist so hoch gesteckt und so umfassend, daß es auf lange Sicht verpflichtet. Und wir bekennen uns zu dieser Verpflichtung auf lange Sicht: erst in den Schulen, dann im Leben, und so Geschlecht um Geschlecht.

Die Lage ist heute eine völlig andere als noch vor kurzem. Der alte Nationalismus hat an dem Gedankengute unvergeßlicher, weitblickender Füh-

rer, wie Arndt, Jahn, Lagarde, zu lange gezehrt und ist erstarrt.

Aber jetzt regen sich in unserer Bewegung die neuen Kräfte. Der neue Nationalismus hat wieder Gedanken, er bietet allen Stürmen der Gegenwart Brust und Stirne, und er hat ein sozialistisches Herz.

Alles in allem: wir wollen unbedingt die neue deutsche Zukunft. Sie soll uns kein Abflatsch irgend-einer abgestorbenen Vergangenheit, kein hilfloses und kraftloses Wiederholen von Dagewesenem sein. Sondern wir wollen alle Kraft der Vergangenheit in uns aufnehmen und sie in uns verarbeiten und umgestalten, damit diese Zukunft *w i r d*. Nicht eine Wiedergeburt des germanischen Altertums, keine Renaissance, soll sie sein, sondern eine Neugeburt des deutschen Wesens an Haupt und Gliedern.

Wissen, Glauben, Wollen

Das Wissen

Man kann unterscheiden: das Wissen um Rasse und Volk und das Wissen, das sich die Rasse, das Volk, im Laufe ihres Daseins errungen hat. Die erste Gruppe des Wissens umfaßt Rassenkunde, Vererbungslehre, Volkskunde im weitesten Sinne des Wortes; die zweite Gruppe einen in sich sehr selbständigen Ausschnitt daraus, in dem auch der Aufbau sämtlicher verfügbarer Wissenschaften enthalten ist.

Dieses Wissen gibt in den ihm gezogenen Grenzen Gewißheit. Es gibt Zuversicht, es verpflichtet. Es festigt auch den Glauben an die deutsche Zukunft und an das auf sie gerichtete Wollen. Es sichert diesem Wollen erst seinen Erfolg verheißenden Einsatz.

Man hört oft sagen: Wissen trennt, Glaube eint. Allein das ist eine falsche Vorstellung und Gegenüberstellung, die auf ein mangelhaftes, zersplittertes, seiner Grundlage entfremdetes Wissen zielt, während wir das ganzheitliche, richtige meinen. Alles wahre Wissen hat seine Glaubensgrundlage und eine einende Kraft, die von keiner anderen so bald erreicht wird.

Der gute Wille und ein Herz an der rechten Stelle müssen da sein, aber sie allein reichen nicht aus. Auch eine starke Hand kann nur dort richtig zufassen, wo ein klarer Blick vorher das Notwendige gesichtet hat. Das Wissen ist das Auge, der Wille gleichsam die Hand.

Ohne Einsicht ist auch der beste Wille blind, ohne Wille auch die richtigste Erkenntnis lahm. Bloß wenn der Blinde den Lahmen trägt, der Lahme dem Blinden die Richtung weist, kommen sie beide ans Ziel.

Aber wie jedes Gleichnis hinkt auch dieses; denn der Wille schafft sich Augen und die Erkenntnis macht ihm Beine.

Es ist richtig, daß es die Kasse macht, daß es das Blut macht; aber sie macht es nicht durch ein eingebildetes, müheloses Erberinnern, sondern durch ihre sittliche und geistige Kraft. Auch alle Eingebung beruht auf ihr und auf dem Sinne für die Wirklichkeit und für das Überwirkliche, das in ihr und in uns waltet, und wird nur fällig, wenn viel ernste innere Arbeit sie vorbereitet hat.

Es ist auch richtig, daß Wissen Macht gibt. Alle Technik beweist es. Aber es ist ebenso richtig, daß unser Wissen und unsere Macht sehr beschränkt sind. Zur Überhebung ist kein Anlaß.

Wir halten es mit Newton, der bekannte, bloß einige Schalen und Muscheln am Rande des Ozeans des Unergründlichen gefunden zu haben, und mit Kant, der es aussprach, daß die Beobachtungen und

Berechnungen der Sternkundigen uns neben viel Bewunderungswürdigem, das sie uns lehrten, als Wichtigstes doch das gezeigt haben, daß der Abgrund unserer Unwissenheit so groß ist, wie sich ihn menschliche Vernunft ohne diese Kenntnisse gar nicht hätte vorstellen können.

Auch die Gesetze der Vererbung, auch die Rassenkunde, auch die weltgeschichtlichen Erfahrungen an den bisherigen Kulturen, auch der ganze Aufbau der Wissenschaften überhaupt bedeutet gar wenig, wenn man erwägt, wie unvergleichlich mehr wir nicht wissen.

Trotzdem ist dieses unser Wissen da, und viel Herzblut fleht daran. Dieses Wissen ist wenig, aber für die Zwecke, um die es jetzt geht, reicht es nach menschlichem Ermessen hin. Was etwa fehlt, muß unser daran geflärter Glaube hinzutun. Weder dieses Wissen noch diesen Glauben können wir aus unseren Hirnen und Herzen ausbrennen. Die Pflicht, nach beidem und unserem besten Gewissen zu handeln, können wir uns nicht ausreden lassen.

Die Wissenschaft

Die Wucht des rassischen und völkischen Gedankens ist so groß, daß sich auch die Wissenschaft ihm nicht entziehen kann. Je deutlicher wir sehen, daß Wissenschaft selbst bester Rasseertrag ist, desto entschlossener sind wir, die Wissenschaft in der Richtung des bisherigen Rassedenkens durch Forschung

weiter zu treiben und in einer Zeit höchster Not des Volkes für die Sicherung seines Bestandes und seiner Zukunft einzusetzen.

Wissenschaft und Forschung haben ihre „biologische Funktion“ im Leben des Volkes. Mit ihren Erkenntnissen erweitern sie seine Merkwelt, ordnen diese, klären sie und machen sie überblickbar; mit den technischen Nutzanwendungen dieser Erkenntnisse vergrößern sie seine Wirkwelt, durchtätigen diese und machen sie beherrschbar. Um sich zu vergegenwärtigen, wie Wissenschaft die Merkwelt erweitert, denke man an die Welt des Großen, die das Fernrohr, und an die Welt des Kleinen, die das Nahrohr, oder an die ferne Vergangenheit, die die Geschichtsforschung erschloß; und um zu verstehen, wie Wissenschaft die Wirkwelt erweitert, denke man an den Bergbau, die Schifffahrt, das Flugzeug und daran, wie uns vorher ungeahnte Tiefen, Weiten und Höhen dadurch zugänglich und in ihren Erträgen nutzbar werden. Dadurch übt die Wissenschaft, die reine und die angewandte, auch die Geschichte, auch die Bevölkerungspolitik, Dienst am Volke. Um dies zu leisten, muß sie frei sein. Das heißt, sie hat aufmerksam und gewissenhaft ihrem eigensten Gesetze zu folgen: der Wahrheit.

Wissenschaft, der man gebietet, was sie zu beweisen hat, oder der man verbietet, was sie erkannt hat, oder der man vorschreibt, wo sie nichts zu suchen habe und wo sie suchen darf, damit sie nicht

unbequem wird, ist keine Wissenschaft. Denn ihre grundsätzlichen Verdienste liegen gerade dort, wo sie durch den Vorstoß in Neuland und durch neue Einsichten überalterte Meinungen richtigstellt und sich durchsetzt gegen die Verfolgungen derer, die an ihren Dogmen mehr hängen als an der Wahrheit. Der Gegensatz besteht daher nicht zwischen Wissenschaft und lebendigem Glauben, sondern zwischen Wissenschaft und erstarrter Gläubigkeit, wie der erbitterte Kampf der Kirchen gegen die Wissenschaft und um sie mit dem Ziele, sie in Abhängigkeit zu bringen, immer wieder bewiesen hat.

So wesentlich es ist, daß der Wissenschaft ihre Freiheit gewahrt bleibt, so liegt darin doch nur eine ganz allgemeine Bestimmung. Den Rahmen, der durch sie gegeben ist, mit wertvollem Inhalte zu erfüllen, das ist die eigentliche Aufgabe.

Der Wert der Forschungsgegenstände und der Erkenntnisse, die sie eintragen können, ist aber nicht materialistisch nach dem Nutzen zu bestimmen. Den echten Forscher leitet nicht der Nutzen, weder sein eigener noch irgendeiner, der vielleicht aus der erstrebten wissenschaftlichen Erkenntnis folgen könnte, sondern lediglich der leidenschaftliche Wille, herauszufinden, wie „Es“ ist. Die Wahl dieses „Es“, seines Gegenstandes, steht ihm bei ausgesprochener Begabung so wenig frei wie dem Künstler. Auch der Forscher ist seinem Gegenstande, und der bedeutende dem bedeutenden Gegenstande verhaftet.

Ob die Forschung weiterführt, ob sie neue Einsichten und Ausblicke, oder wenigstens Vervollständigungen und Klärungen schon vorhandener Ergebnisse verheißt, darauf kommt es an. Es gibt zahllose Gebiete, auf denen man auch forschen, zahllose Wahrheiten, die man auch feststellen kann und die doch keineswegs lohnen und weder geeignet sind, unser Wissen wirklich zu bereichern, noch unser Schaffen zu heben. Nur muß man nicht nach dem Anschein, sondern mit Bedacht und Umsicht solche Fragen beurteilen. Oft ist aus der Untersuchung scheinbar nebensächlicher Dinge eine wichtige Haupteinsicht entsprungen. Oft haben sehr theoretische Betrachtungen folgenschwere Nutz- anwendungen eingebracht. Trotzdem gibt es viel Kleinlichen, sichtlich abwegigen, unfruchtbaren Betrieb. Er ist abzustellen.

Auch Einzelfragen sind vom Ganzen der Wissenschaft her anzupacken und auf dieses Ganze hin zu lösen. Wird die Kraft der Forschung nicht an Nebensächliches verzettelt und wird sie für belangreiche Gegenstände eingesetzt, die Früchte neuer Erkenntnis verheißen, dann können die Nutz- anwendungen gar nicht ausbleiben; aber sie im voraus zu grunde legen, wäre der Tod jeder echten Forschung und auch töricht. Denn wenn der Blick auf den Nutzen gerichtet ist, haftet er nicht fest genug am Gegenstande, um den es zunächst allein geht. Auch kann man, ehe man die Erkenntnis hat, den Nutzen, den sie zu bringen vermag, schwer richtig ein-

schätzen, und bei grundsätzlich neuen, schöpferischer Eingebung verdankten Erkenntnissen am schwersten.

Alle Wahrheit ist gegenstandgebunden, die Findung der Wahrheit rassegebunden, die Wissenschaft fast ausschließlich von der nordischen Rasse geschöpft.

Der jüdische Ungeist, der von der gegenstandsverhafteten, wirklichkeitsnahen Forschung ins formale und lediglich Begrifflich-Konstruktive abgelenkt hat, ist auszumerzen.

Ein neuer Geist muß die Gelehrten und Forscher vom neuen Gedankengute und der neuen Willenseinstellung her erfassen.

Wichtige Forschungsaufgaben wurden vernachlässigt, weil die volksfremde, deutschem Volkstum feindliche Strömung der Zeit ihnen entgegenstand. In den Geisteswissenschaften ist ein Beispiel die deutsche Vorgeschichte, die uns von unseren Ahnen und den ältesten Verhältnissen der nordischen Rasse Kenntnis bringt, ein anderes die Iranistik, die uns vom arischen Wesen her neue Blicke auf Judentum, Christentum und Rittersum eröffnen und dadurch unseren völkischen Gedanken klären muß.

Noch einen Schritt weiter kann der Einsatz der Wissenschaften im Dienste des Volkes bei der Technik gehen. Es liegt im Wesen der Technik, daß sie sich entweder selbst Aufgaben stellen muß, oder daß sie ihr gestellt werden.

Die Not des Volkes stellt solche Aufgaben. Das bedeutet zugleich, daß man sich auf das Wesent-

liche einrichten und überflüssiges abstoßen muß. Auch auf die Forschung wird davon eine nachhaltige Wirkung ausgehen.

Endlich muß die Wissenschaft mehr als bisher den Weg zum Volke finden. Wenn sie es sich abringt, ihre Ergebnisse in verständlicher, fremdwortfreier Sprache zugänglich zu machen, ist bereits viel geholfen. Sie muß sie aber auch schon für sich aus innerer Verbindung mit volkhaftem Denken so schlicht wie möglich schöpfen.

Sie darf sich nicht in einem überkommenen Ansehen gefallen, sondern sie muß sich ihr Ansehen durch den inneren Wert dessen, was sie zu bieten hat, stets von neuem erringen.

Der Glaube

Die nationalsozialistische Weltanschauung fußt mit ihren Grundgedanken von Rasse und Volk nicht bloß auf dem Wissen, sondern es wohnt ihr auch ein starker Glaube inne. Beides und die Neuheit dieses geschlossenen geistigen und sittlichen Einsatzes haben zur Folge, daß manche gerade aus Erwägungen ihres Glaubens, der aus anderen, gegen die unseren noch nicht ausgeglichenen Voraussetzungen schöpft, Einwände über Einwände vorbringen.

Man wirft der Rassenlehre vor, daß sie krasser Materialismus sei, nur nach der Erscheinung des

Leibes gehe und die Kräfte des Geistes und der Seele nicht achte.

Kein Mißverständnis kann größer sein. Denn Leib und Seele sind der Rassenlehre eine Einheit, hinter der ein beiden zugrunde liegendes Wesen steht. Die seelischen und geistigen Eigenschaften gehören ebenso zur Rasse wie die leiblichen.

Der Materialismus lehrt, daß die Seele gleichsam eine Ausdünstung des Leibes, der Spiritualismus, daß der Leib gleichsam eine Verkrustung der Seele sei; von beiden Lehren ist die von der Leibseele, zu der die Rassenlehre hinneigt, sichtlich gleich weit entfernt.

Man wirft der Rassenlehre weiter vor, daß sie den Rassendünkel züchte und die Volksgenossen nach ihren Rassenmerkmalen bewerte und nicht nach ihrer sittlichen Persönlichkeit.

Auch das ist ein Mißverständnis. Nicht die Rassenmerkmale, sondern die Leistung entscheidet. Die Rassenmerkmale gehen nur als Teilerwägung in das Gesamturteil über den Volksgenossen ein, und nur mit dem Gewichte, das ihnen im Hinblick auf das Volksganze gebührt.

Wenn wir ein neues Ideal der Schönheit und Wertigkeit nach innerer Haltung aufstellen, so hat das z. B. bei der Gattenwahl, aber auch bei allem anderen Auswählen, ohne das es nie ging und nie gehen wird, grundsätzlich keine andere Folge als jedes andere Ideal auch: nämlich die dem Ideal weniger Entsprechenden müssen zurückstehen. Nur

ist es ohne Zweifel sittlicher und gerechter, wenn bei der Gattenwahl die Erbanlage, als wenn der Geldsack gilt; und es hat ganz andere Folgen für das Volksganze, wenn die Schönheit der führenden Rasse gilt, statt der einer anderen. Das neue Ideal liegt vom Volksganzen her gesehen in der Richtung auf dessen Erhaltung und Steigerung.

Ferner wirft man der Rassenhygiene vor, daß sie, indem sie den Mißwachs beschränkt, das Recht des Menschen auf seinen Leib antaste.

Es ist merkwürdig, daß diese Heiligkeit des Leibes gerade von Menschen verfochten wird, die sonst den Leib gelegentlich recht gering einschätzen.

Man hatte noch bis vor wenigen Jahrzehnten keine Bedenken, die erbgesunden Sängerknaben des Chores in der Sixtinischen Kapelle zu verschneiden, um ihre künstlich hoch erhaltenen Stimmen die Ehre Gottes künden zu lassen; aber jetzt soll es verwerflich sein, wenn von erblichem Schwachsinn, Verbrechertum und Geisteskrankheiten bedrohte Völker solch mißratene Menschen, soweit deren Verstand noch ausreicht, zu deren eigenem Troste und im übrigen zum Segen der kommenden Geschlechter von der Fortpflanzung ausschließen.

Endlich sagt man, der Gedanke, das ganze Volk nach den neuen Erkenntnissen in Pflege zu nehmen, bedeute, daß wir uns anmaßen, in die Schöpfung einzugreifen, selbst Schöpfer zu spielen — ein titanisches Unterfangen, dem die göttliche Strafe auf dem Fuße folgen muß.

Ja, manche schicken sich schon an, die Strafe auf uns herabzuflehen.

Wieder nichts als Mißverstand! Gilt es mit Recht als verdienstlich, wenn der einzelne sich in Zucht nimmt, mit seinen Erbanlagen haushält und sie so gut wie möglich gegeneinander ausgleicht und, wo sie schwach sind, durch Übung und Schulung steigert, und gilt es mit Recht als Vorwurf, wenn er das unterläßt, obgleich er es könnte, dann muß für ein Volk im ganzen dasselbe gelten.

Niemand darf dem Volke entgentreten und ihm das verwehren, was man vom einzelnen Menschen verlangt; niemand darf dem Volke als gottlos ankreiden, wenn es das tut, was man beim einzelnen Menschen mit Recht gottlos heißt, falls er es versäumt.

Die Erkenntnisse, die wir anwenden, stammen aus dem Blute unserer Rasse und der Überlieferung unseres Volkes, und wenn das Wort „gottgegeben“ überhaupt einen Sinn haben soll, dann hat es ihn gewiß hier. Schuldhaft wäre es, wenn wir uns in dieser Gabe prahlend gefallen oder sie als wertlos mißachten und über dem einen oder dem anderen unterlassen wollten, sie zu nutzen. Sie ist ein uns verliehenes Unterpfand höherer Gnade, und daraus folgt unsere Pflicht.

Wer sich ihr verschließt, oder sich gar dagegen stemmt, daß sie erfüllt werde, der hat entweder noch nicht verstanden, worum es geht, und noch nicht erfaßt, daß es jetzt gilt, so wie man früher in Ein-

zelschickſalen gedacht hat, über dieſe Einzelschickſale hinaus in Völkerschickſalen zu denken und danach zu handeln — oder er will in ſeiner Verblendung gar nicht, daß unſer Schickſal, an dem doch auch das ſeine hängt, ſich wende.

Das Wollen

So liegt die letzte Entſcheidung im Wollen.

Entgegenſtehender Wille muß gewonnen werden. Wir bringen ſo viel des zur Beſinnung Mahnenden, daß wir auf die gewinnende Kraft dieſes Gutes vertrauen. Aber allzulang warten, daß ſie ſich gegen unverſtändige Widerſtände durchſetzt, können wir nicht. Denn das Gebot der Stunde, die nicht ungenützt verrinnen darf, ſteht uns im Nacken, und entſcheidende, lebenswichtige Dinge dulden keinen Aufſchub.

Dennoch iſt das, was wir bringen, nicht Zwang, ſondern die Freiheit.

Die Frage, wie ſittliche Handlungen möglich ſind, beſchäftigt uns weit weniger als die Aufgabe, ihnen Raum zu ſchaffen auf Grund von Maßſtäben, die uns eine neue Sittlichkeit an die Hand gibt, in der ſich die alte auf einer höheren Ebene erfüllt.

Auch die Frage, ob der menſchliche Wille frei iſt, bewegt uns weit weniger als die Aufgabe, dem deutſchen Menſchen ſein inneres Geſetz und ſeine

weltgeschichtliche Verantwortung als Richtschnur seines Willens vor Augen zu stellen.

Das Zeichen, in dem wir kämpfen, versinnlicht eine beherrschte und doch von innen immer weiter ausgreifende Kraft. Es ist ein uraltes heiliges Seilszeichen, das den Schicksalspfad der Völker nordischer Rasse begleitet hat.

Seil heißt „ganz“, heilen „ganz machen“. Aber es ist damit mehr gemeint als das Ausbessern von Zerbrochenem, Beschädigtem, und auch mehr als das Seilen einer Wunde aus der geheimnisvollen, ganzheitlichen Kraft des Lebendigen. Denn diese Kraft kann noch viel mehr. Sie kann aus dem Keime ein ganz frisches, verjüngtes und, wenn wir es richtig anfangen, veredeltes Leben hervorbringen, dem neue Kräfte und Möglichkeiten zuwachsen. Diese immer weiter ausgreifende Kraft in uns und ihr beherrschter Einsatz, um vor unserer Aufgabe zu bestehen, das ist unser Weg, der Weg unseres Blutes, unseres Geistes und unserer Bewährung durch die heilsame Tat.

Schrifttum

Werke des alten Nationalismus

- Arndt, E. M.: Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. Hsg. v. E. Müsebeck. München 1921.
- : Deutsche Volkswendung. Sein politisches Vermächtnis an die deutsche Gegenwart. Kernstellen aus seinen Schriften und Briefen. Hsg. v. K. Petersen. Breslau 1934.
- Chamberlain, H. St.: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. 19. Aufl. München 1935.
- : Arische Weltanschauung. 7. Aufl. München 1934.
- Jahn, F. L.: Das deutsche Volksthum. Nach der Originalausgabe von 1810. Dresden 1928.
- Lagarde, P. de: Schriften für das deutsche Volk. 2 Bde. 2. Aufl. München 1934.

Weitere Nachweise bei

- Schemann, L.: Die Rasse in den Geisteswissenschaften. 3 Bde. München 1931.
- Günther, H. F. K.: Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 2. Aufl. München 1927.
- Klückhohn, P.: Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung von Möser und Herder bis Grimm. Berlin 1934.

Richtunggebende Werke zur nationalsozialistischen Weltanschauung

- Hitler, A.: Mein Kampf. Volksausgabe. München 1936.
- : Kulturredten der Parteitage in Nürnberg. 1933—1935.
- Baumler, A.: Männerbund und Wissenschaft. Berlin 1934.
- Darré, K. W.: Neuadel aus Blut und Boden. 24. bis 28. Tsd. München 1935.

- Darrré, K. W.: Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse. 2. Aufl. München 1933.
- Göring, H.: Aufbau einer Nation. Berlin 1934.
- Lenard, Ph.: Große Naturforscher. 2. Aufl. München 1930.
- : Deutsche Physik. 4 Bde. München 1936.
- Rosenberg, A.: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. 90. Aufl. München 1935.
- : An die Dunkelmänner unserer Zeit. 80. Tsd. München 1935.
- : Reden und Aufsätze. Hsg. von Thilo von Trotha. 1919—1933. Blut und Ehre. 5. Aufl. München 1935. 1933—1935. Gestaltung der Idee. München 1936.
- : Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus. 9. Aufl. München 1934.
- Hans Schemm spricht. Seine Reden und sein Werk. Bayreuth 1935.
- : Deutsches Volk, deutsche Heimat. München 1935.
- Nationalsozialistische Monatshefte. Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP. Hauptschriftleitung Alfred Rosenberg. München 1929 ff.
- Der Schulungsbrief. Hsg. v. Hauptschulungsamt der NSDAP. und der Deutschen Arbeitsfront. Berlin 1934 ff.

Zur Biologie, Rassenfrage, Vererbungslehre, Bevölkerungspolitik

- Baur, E. — Fischer, E. — Lenz, F.: Menschliche Erblchkeitslehre und Rassenhygiene. 2 Bde. 4. Aufl. München 1932.
- Burgdörfer, F.: Volk ohne Jugend. 3. Aufl. Heidelberg 1935.
- Claß, L. F.: Die nordische Seele. 5. Aufl. München 1934.
- : Rasse und Seele. 6. Aufl. München 1936.
- : Rasse und Charakter. I. Das lebendige Antlitz. Jrf. a. M. 1936.
- Eichenaue, R.: Musik und Rasse. München 1932.
- Finck, F. M.: Die Haupttypen des Sprachbaues. (Aus Natur und Geisteswelt, 268.) Lpz. 1910.

- Günt her, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. 66. Tsd. München 1933.
- : Rassenkunde Europas. 3. Aufl. München 1929.
- Sart na cke, W.: Die Ungeborenen. Ein Blick in die geistige Zukunft unseres Volkes. Erweiterte Bearbeitung von: Bildungswahn — Volkstod! München 1936.
- Petermann, B.: Das Problem der Rassenseele. Lpz. 1935.
- Schultz, Bruno Kurt: Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege. München 1933.
- Schulze-Naumburg, P.: Kunst und Rasse. München 1928.
- Uexküll, Jak. Freih. v. und Kriszat, G.: Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten. Berlin 1934.
- Wolf, H.: Angewandte Rassenkunde. (Angewandte Geschichte, Bd. 5.) 4. Aufl. Lpz. 1935.
- Volk und Rasse. Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum, Rassenkunde und Rassenpflege. Schriftleitung: Dr. B. K. Schultz. München-Berlin 1926 ff.
- Rasse, Monatsschrift der nordischen Bewegung. Hsg. von K. v. Wolf, Leipzig 1933 ff.
- Vgl. S. 216/17: Einschlägige Veröffentlichungen des Verfassers.

Die Indogermanen, der Norden und der alte Orient

- Erbt, W.: Weltgeschichte auf rassistischer Grundlage. 3. Aufl. Lpz. 1934.
- Günt her, H. F. K.: Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen. München 1934.
- : Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. München 1935.
- : Rassenkunde des jüdischen Volkes. 2. Aufl. München 1930.
- Jeremias, A.: Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. 2. Aufl. Berlin 1929.
- : Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. 4. Aufl. Lpz. 1930.

- Kraitschek, G.: Geschichte des alten Orients und der Griechen. Wien, Lpz. 1927.
- Lechler, J.: Vom Hakenkreuz. Geschichte eines Symbols. 2. Aufl. Lpz. 1934.
- Meißner, B.: Babylonien und Assyrien. Heidelberg 1925. (Kulturgeschichtliche Bibliothek, Reihe 1, 4.) 2 Bde.
- Krahe, O.: Rasse und Heimat der Indogermanen. München 1936.
- Schrader, O.: Die Indogermanen. Neubearbeitet von H. Krahe. 16.—20. Tsd. Lpz. 1935. (Hochschulwissen in Einzeldarstellungen.)
- : Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 2. Bde. 2. Aufl. Berlin 1929.
- : Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2 Bde. 3. Aufl. Jena 1907.
- Schulz, Walter: Indogermanen und Germanen. Lpz. — Berlin 1936.

Ostindogermanen, insbesondere Iranier und Indier

- Deussen, P.: Allgemeine Geschichte der Philosophie. 2. Bde. 4. Aufl. Lpz. 1920.
- Duncker, M.: Geschichte des Altertums. 2. Bd.: Geschichte der Arier in der alten Zeit. Lpz. 1889.
- Hertel, J.: Die Weisheit der Upanischaden. Eine Auswahl aus älteren Texten. 2. Aufl. München, Lpz. 1922.
- Geiger, W.: Geographie von Iran. (Grundriß der iranischen Philologie, 2. Bd.) Straßburg 1896—1904.
- Glasenapp, S.: Indien. München 1925. (Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen.)
- Justi, J.: Geschichte Irans. (Grundriß der iranischen Philologie, Bd. 2.) Straßburg 1896—1904.
- Leist, B. W.: Altarisches jus civile. Jena 1896.
- : Altarisches jus gentium. Jena 1889.
- Sarre, J.: Die Kunst des alten Persien. Berl. 1922. (Die Kunst des Ostens, Bd. 5.)
- Schroeder, L. v.: Mysterium und Mimus im Rigveda. Lpz. 1908.
- : Arische Religion. 2 Bde. Lpz. 1914—1916.
- Vgl. S. 216/17: Einschlägige Veröffentlichungen des Verfassers.

Westindogermanen, insbesondere Griechen und Römer

Günther, S. f. K.: Platon als Güter des Lebens.
München 1928.

—: Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes.
München 1929.

Nilson, M. P.: Die Religion der Griechen. (Religions-
geschichtliches Lesebuch. Hsg. v. A. Bertholet. Bd. 4.
2. Aufl. Tübingen 1927.)

Mommsen, Th.: Römische Geschichte. 4 Bde. 13. Aufl.
Berlin 1927.

Seeck, O.: Geschichte des Untergangs der antiken Welt.
6 Bde. 4. Aufl. Stuttgart 1921.

Germanen, deutsche Vorgeschichte, Volks- kunde, Sprache, Heimatkunde

Capelle, W.: Das alte Germanien. Die Nachrichten der
griechischen und römischen Schriftsteller. 1.—3. Tsd.
Jena 1929.

Finck, f. A.: Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deut-
scher Weltanschauung. Marburg 1899.

Genzmer, f.: Die Edda. 4. Aufl. Jena 1934.

Günther, S. f. K.: Herkunft und Rassengeschichte der
Germanen. München 1935.

Heusler, A.: Altgermanische Dichtung. Wildpark-Pots-
dam 1923. (Handb. d. Literaturwissenschaft, Heft 1—6.)

—: Germanentum. Vom Lebens- und Formgefühl der alten
Germanen. (Kultur und Sprache, 8.) Heidelberg 1934.

Lehler, J.: 5000 Jahre Deutschland. Berlin 1936.

Leßmann, S.: Der deutsche Volksmund im Lichte der
Sage. Berlin 1922.

Neddel, G.: Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Ger-
manen. Lpz., Berlin 1934.

Neddel, G., und Niedner, f.: Die jüngere Edda. 3. Tsd.
Jena 1935. (Sammlung Thule, II. Bd. 20.)

Nollau, S.: Germanische Wiedererstehung. Ein Werk
über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung.
Heidelberg 1926.

- Olrik, A.: Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. (Deutsch von Ranisch, W.) 2. Aufl. Heidelberg 1925. (Germanische Bibliothek I/5.)
- Reallexikon der germanischen Altertumswissenschaft. Hsg. v. Hoops, J. 4 Bde. Straßburg 1911—1919.
- Schulz, Wolfgang: Altgermanische Kultur in Wort und Bild. 3. Aufl. München 1935.
- Spieß, A. v.: Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur. Berlin 1934.
- : Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst. 2. Aufl. Berlin 1935.
- Tacitus, C. P.: Germania. Hsg. v. E. Fehrle. 2. Aufl. München 1935.
- Wolf, S.: Wie wir Deutschen uns selbst entdeckten. Leipzig 1933.
- Vgl. den nächsten Abschnitt.

Einschlägige Veröffentlichungen des Verfassers*

1. Zu unserer Weltanschauung:

- Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung (Volk und Rasse. München 1930.)
- Seht an, die Fahne weht. (NS-Monatshefte. München 1934, 5. Jg., Heft 53.)
- Von nordischer Geisteshaltung. (Politische Erziehung, 17. Heft.) Dresden 1934.
- Nordische Kulturpolitik in: Schicksalsgemeinschaft der Ostsee (hrsg. im Auftrag der Nordischen Gesellschaft, Oldenburg i. O. / Berlin o. J. 1934).
- Arteigenes Denken. (NS-Monatshefte, 6. Jg., Heft 58, München 1935.)
- Wissenschaft und Leben. (Völkische Kultur, Dresden, Jan. 1936.)
- Deutsche Physik und nordisches Ermessen. (Naturforschung im Aufbruch. Reden und Vorträge 3. Einweihungsfeier des Philipp-Lenard-Instituts der Universität Heidelberg. München 1936, S. 39—50.)

* Weitere wissenschaftliche Arbeiten des Verfassers sind nachgewiesen in der „Altgermanischen Kultur“, S. 130 f.

2. Über die Indogermanen und Iran.

Arische Rassenhygiene in der Religion der alten Perser.
Volk und Rasse, München 1932.)

Iran und Zarathustra. (NS.-Monatshefte, München 1934,
5. Jg., Heft 47.)

Nietzsches Zarathustra und der geschichtliche. (NS.-Monats-
hefte. München 1935. Heft 65.)

Firdosi und wir. (Völkische Kultur, Dresden 1935.)

3. Über Germanen, Vorgeschichte, Volks-
kunde usw.

Quellen des Volkstanzes. I—III. (Der Volkstanz III. Lpz.
1928; IV. 1929.)

Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronze-
zeit. I: Die Germanen und die Kultur der Felsritzer.
(Jahreshefte der Ges. f. Anthr. und Urgesch. der preussischen
Oberlausitz III / 2. Görlitz 1929.)

Anthropologie, Urgeschichte, Volkskunde. (Jahreshefte der
Ges. f. Anthropol., Urgesch. und Volkskunde d. preuß.
Oberlausitz III / 3. Görlitz 1933.)

Unsere deutschen Monatsnamen. (Völkische Kultur, Dres-
den 1934.)

Sittenlehre und Götterglaube bei den Germanen. (Völkische
Kultur, Dresden 1935.)

Altgermanische Kultur in Wort und Bild. 3. Aufl. Mün-
chen 1935.

Balder. (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg. Heft 59.)

Ostern. (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg., Heft 61.)

Weihnachten (NS.-Monatshefte. München 1935, 6. Jg.,
Heft 69.)

Demnächst erscheinen von **W o l f g a n g S c h u l z**
folgende Werke:

Deutsche Weltanschauung

Aus dem Inhalt: Arteigenes Denken / Nordisches Menschentum als Träger aller Kultur / Von nordischer Geisteshaltung / Wissenschaft und Leben / Die Naturwissenschaften und unsere Weltanschauung / Deutsche Physik und nordisches Ermessen / Kunst und Wissenschaft / Kunst und Rasse / Quellen des Volkstanzes / Weihnachten / Ostern / Sonnenwende / Unsere deutschen Monatsnamen / Nordische Kulturpolitik / Deutsche Erziehung / Paul de Lagarde / Reichsgedanke und Völkerschicksal.

Beiträge zu Kunst und Glaube der Germanen

Aus dem Inhalt: Die altgermanische Kunst und wir / Die Felsbilder Skandinaviens und Nordafrikas / Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronzezeit / Die Kirche Wang / Das Schiffsgrab der Wikingerkönigin Asa in Oseberg / Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel / Balder, das Oseberggrab, und südrussisch-sakische Parallelen / Der Osten in der germanischen Heldendichtung / Thors Bergung / Sittenlehre und Götterglaube bei den Germanen.

Iran, das Arierland

Aus dem Inhalt: Iran und Zarathustra / Die Sittenlehre des Zarathustra im Rahmen der Geschichte der Sittlichkeit / Die Rachegötter von Zela / Iranisches bei Berossos / Arische Rassenhygiene in der Religion der alten Perser / Die Göttin Rotis im Awesta mit Ausblicken nach Hellas und Indien / Zu den neun Karšawaren / Iranische Mystik und altslawische Kunst / Firdosi und wir / Nietzsches Zarathustra und der geschichtliche.

Mythologische Streifzüge

Aus dem Inhalt: Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier / Vorgeschichte und Mythenforschung / Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos / Bedeutungswandel im Mythos / Das System der Acht im Lichte des Mythos / Gleichnis und Vergleichung / Die Anschauung vom Monde und seinen Gestalten / Keltisch-karische Parallelen / Zu den Grimmschen Märchen / Teumessischer Fuchs / Vergleichende Bemerkungen zur byzantinischen Rätselüberlieferung / Das deutsche Volksrätsel.

S o h e n e i c h e n . V e r l a g , M ü n c h e n 22

Von Wolfgang Schultz erschienen ferner:

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens

Mit 234 Abbildungen auf 112 Tafeln. 4. Auflage, 1937. Leinen RM. 7.50. Verlag J. F. Lehmann, München.

Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums: „Das Werk ist in die von uns herausgegebene Liste der 100 wichtigsten Bücher für nationalsozialistische Büchereien aufgenommen und in der ‚Bücherkunde‘ 1934, Heft 7, eingehend gewürdigt und empfohlen. Trotz der zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Gebiet der deutschen Vorgeschichte ist das Werk bis heute der einzige Versuch geblieben, ein geschlossenes Gesamtbild des Germanenvolkes als weltgeschichtlicher und kulturschöpferischer Völkerpersönlichkeit zu geben. In einer Gesamtschau über drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens umfaßt es alle Lebensgebiete unserer Vorfahren, Wirtschafts- und Siedlungswesen, Glauben und Brauchtum, Kunst und Dichtung, die aus Bodenfunden, bildlichen Darstellungen, sprachlichen und historischen Quellen erschlossen werden. Der Verfasser zeigt damit, auf welchem Ahnenerbe unser eigenstes deutsches Wesen beruht und welche Verpflichtungen sich daraus für heute ergeben. In dem Schlußkapitel ‚Und wir‘ klingt das Buch aus mit der Forderung nach Neugestaltung unserer deutschen Bildung und Erziehung aus dem lange verschütteten, aber unvergänglichen germanischen Wesenskern.“

Buch und Volk: „In seiner übersichtlichen Anlage, erlesenen Bebilderung und überzeugenden Sprache darf das Buch von Wolfgang Schultz bis jetzt als die beste Darstellung der germanischen Kultur überhaupt bezeichnet werden.“

Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung: „Nur einem Sachkenner wie Wolfgang Schultz, der bis ins letzte seinen Stoff durchdrungen und verarbeitet hat, kann ein solches Wagnis der Zusammendrängung wirklich gelingen.“

Bezug durch jede Buchhandlung

Von Wolfgang Schultz erschienen ferner:

Zeitrechnung und Weltordnung

in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen.

Mit 75 Abbildungen. Leinen RM. 11.70. Verlag Kabitisch, Leipzig.

Mannus Bd. 28, 1937: „Das zusammenfassende Ergebnis fünfzehnjähriger Arbeit. Mit überlegener Kenntnis der gesamten Überlieferungen der arischen Völker und des einschlägigen neueren Schrifttums sowie unter weitgehender Heranziehung der Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung führt hier Wolfgang Schultz den Nachweis, daß die arischen Völker schon in den frühen Jahrtausenden, als sie noch im gleichen Raume beieinander und rassistisch einheitlich waren, sich eine hochwertige und brauchbare Zeiteinteilung geschaffen haben. Sie ist weit mehr als ‚Kalender‘ im üblichen Sinne, ist Festordnung und Stammesordnung, Rechts- und Weltordnung, die jedem einzelnen seinen bestimmten Platz und Pflichtenkreis zuweist. Eine tiefe und in sich geschlossene Weltanschauung liegt ihr zugrunde, die dann im Laufe der Zeit immer reicher ausgestaltet wird.“

Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise

Band I: Die Rätselüberlieferung

Broschiert RM. 5.40

Band II: Erläuterungen zur Rätselüberlieferung

Broschiert RM. 5.40. Verlag Hinrichs, Leipzig.

NS.-Monatshefte, Folge 80/1936: „Hier legte Wolfgang Schultz das gesamte Rätselgut der Griechen, nach neuen Gesichtspunkten geordnet, vor und stellte die Bedeutung des Rätsels im Rahmen der mythischen Überlieferung dar. Er schied klar zwischen Kunsträtsel der Hochstufe und Volksrätsel der unpersönlichen Schicht... Die uns Städtern heute unbegreifliche Einheit der arischen Überlieferungswelt ist auch im Volksrätsel zu finden, indem dieses nicht nur die Beziehung zum Saggute, sondern auch seine Verbundenheit mit der Zeitordnung, mit dem Kalender und seinen Zahlen, und dem Brauchtume klar erkennen läßt.“

Bezug durch jede Buchhandlung

